

OSTEUROPÄISCHE ZUKUNFT

ZEITSCHRIFT FÜR DEUTSCHLANDS AUFGABEN IM OSTEN UND SÜDOSTEN

Amtliches Organ des Verbandes deutscher Förderer der ukrainischen Freiheits-Bestrebungen „UKRAINE“, des Donau- und Balkanländervereins in Deutschland „DUBVID“ E. V. München und der „DEUTSCH-GEORGISCHEN GESELLSCHAFT, Berlin“.

Herausgeber: Dr. Falk Schupp, Berlin, Prinz Albrechtstraße 3. Verlag: J. F. Lehmann, München, Paul Heyse-Straße 26.

1. Augustheft 1916

Die Zeitschrift erscheint monatlich zweimal 12—16 Seiten stark
Bezugspreis: halbjährlich für das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn M. 8.—, für das Ausland M. 9.—. Einzelne Hefte 60 Pf. Anzeigenpreis: 40 Pf. für die viergespaltene Petitzeile. Beiträge und Besprechungsstücke wolle man senden: An die Schriftleitung der Osteuropäischen Zukunft, Berlin SW. 11, Prinz Albrechtstr. 3; Zusendungen für den Bezug sowie für Anzeigen an J. F. Lehmanns Verlag, München SW. 2, Paul Heyse-Str. 62
(Postscheck-Kto. München 129 — K. K. Postspark.-Kto. 59594 — Bankkonto: Bayer. Vereinsbank)

1. Jahrgang Nr. 15

Inhalt.

Originalarbeiten:

Groos, Donauschiffahrt und Internationale Donaukommission S. 226.

Kassner, Die deutsch-bulgarische Brücke. S. 229.

Tomaschowskyi, Das kirchenpolitische Gesicht der ukrainischen Frage. S. 230.

v. Diest, Häfen und Reeden im Kriegs-Gebiet der Balkanhalbinsel. III. S. 233.

Originalarbeiten ferner:

Valentin, Die Letten und Esten als Bauern. S. 238.

Mitteilungen:

Gefangenenspektakel S. 239.

Vereinsnachrichten S. 240.

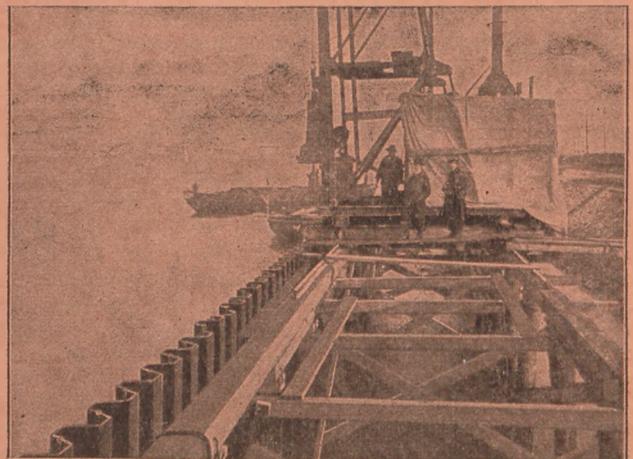
Papierfabrik Bohnenberger & Cie. Lieferung bei Pforzheim

Seit Kriegsbeginn mit
der neuerstellten Fabrik
wieder im vollen Betrieb

Alle Arten von Werkdruck-,
Post- und Normalpapieren

Kunstdruckpapier

D. R. P. „Rothe Erde“ Ausl.-Pat. SPÜNDWAND



Mit Vorteil anwendbar bei:

Hafenanlagen, Gründungen, Brückenpfeilern,
Schleusenwänden, Laderampen, Ufermauern,
Baugruben u. vielen anderen schwierigen
Arbeiten im Wasser- u. Tiefbau

**Gelsenkirchener
Bergwerks-Akt. Gesellsch.**

Abt. Aachener Hütten-Verein. Aachen - Rothe Erde.

Man verlange Formenscheite.

Bücherbesprechungen.

Dr. Martin Buber, „Der Jude“. Berlin, R. Löwit. (Einzelfest 1 Mark.) Eine neue, während des Krieges gegründete Monatsschrift, weil grade jetzt, wo infolge des Krieges „das äußere Schicksal eines großen Teils des jüdischen Volkes in eine Umwandlung eingetreten ist, die sich nicht vollziehen darf, ohne daß das seine Zukunft bejahende Judentum sein Wort dazu spricht, besondere, besonders dringliche Aufgaben zu erfüllen sind“. Aus diesen Worten der programmatischen Erklärung des geistvollen und tief schürfenden Herausgebers ergibt sich, daß die Ostjudenfrage als die augenblicklich brennendste jüdische in der neuen Zeitschrift einen breiten Raum einnehmen und eine besonders eingehende Behandlung finden wird, ohne daß jedoch, wie die drei vorliegenden Hefte zeigen, die sonstigen Nöte und Interessen des Gesamtjudentums, die nationalen, politischen, wirtschaftlichen, kulturellen und literarischen, vernachlässigt werden. Was wird nach dem Kriege aus der Hälfte aller, aus den sechs Millionen russisch-polnischer Juden, die, mißachtet und mißhandelt, in den 25 west- und südrussischen Gouvernements des Ansiedlungsgebiets zusammengepfercht wohnen? Wird ein Bruchteil eine öffentlich-rechtlich gesicherte Heimstätte in Palästina finden, dort das Land bebauend bodenständig werden und durch Heimatliebe dauernd an die Urheimat und neue Heimat gefesselt sein? Wird ein Bruchteil nach Deutschland und Westeuropa übersiedeln oder, wie seit 1881, dem Beginn der Pogrome, auch fernerhin in hellen Haufen nach den Vereinigten Staaten auswandern, deren zwei Millionen Juden überwiegend in den letzten Jahrzehnten zugezogene russische Juden sind? Wird der Rest (ein wie großer?) in Kongreßpolen, dem historischen Litauen und in Kleinrußland für immer verbleiben, um dort, nicht mehr geknechtet und entrechtet, sondern als „ein Volk“ den anderen Völkern gleichberechtigt zu leben oder auch, seiner Zahl und seiner Stellung im Wirtschaftsleben, im Geld- und Warenhandel entsprechend, einen maßgebenden Einfluß auszuüben und, weil den rückständigen Wirtsvölkern kulturell überlegen, eine führende Rolle zu spielen? Alles Fragen, die auch uns angehen. *Nostra res agitur*. Seit dem 5. April ds. Js. wissen wir ja aus dem Munde des deutschen Reichskanzlers, daß das Gebiet zwischen der Ostsee und den wolyhynischen Sümpfen, geographisch ausgedrückt, bis zur podolischen Platte nach dem Friedensschluß nicht wieder unter die Botmäßigkeit des „reaktionären“ Rußland zurückkehren, sondern in irgendeiner, heute noch nicht erkennbaren Form mit den Mittelmächten in Verbindung treten wird. Es ist also für uns wichtig und von Interesse, zu erfahren, welche Sonderwünsche jüdischerseits für die Zukunft der Ostjuden gehegt und wie sie diese gestaltet sehen möchten. Nur eins sei herausgegriffen. Soll das jüdische Schul- und Bildungswesen den Polen, wo diese in der Mehrheit sind, ausgeliefert, die Landessprache die Unterrichtssprache der jüdischen Schulkinder und diese damit der Polonisierung preisgegeben oder die jüdische Umgangssprache, das Jiddische, das eine reiche, durchaus beachtenswerte Literatur aufweist, zur Unterrichtssprache gemacht und so das jüdische Element im Osten, bei liebevoller Pflege des Hebräischen und unter angemessener Berücksichtigung des Hochdeutschen, dauernd in seiner jüdischen Eigenart erhalten werden? Eine Frage, die der Österreicher Pernerstorfer vor kurzem in den „Polnischen Blättern“ mit viel Verständnis erörtert hat. — Naumann sagt in seinem „Mitteleuropa“ mit Recht, wir Reichsdeutschen sollten uns künftig, statt unseren Blick unverwandt nach der Kultur des Westens zu richten, mehr östlich orientieren und das uns unbekannteste Osteuropa endlich kennen lernen. Dazu wird die neue Monatsschrift ein ausgezeichnetes Hilfsmittel sein. In ihr kommt eine lange Reihe bewährter und sachkundiger, nicht bloß jüdischer, auch christlicher Schriftsteller, zum Wort: die Aufsätze der drei ersten Hefte befriedigen nach Form und Inhalt hochgespannte Forderungen, hatten sich hoch über allem Parteigezänk, sind vornehm in Ausdruck und Gesinnung und nachdrücklich bemüht, die Sache, der sie dienen, zu fördern. Auch deshalb sei die neue Zeitschrift der Beachtung der Leser der „Osteuropäischen Zukunft“ aufs wärmste empfohlen. Von der richtigen Aus- und Umgestaltung der osteuropäischen Staatenwelt hängt Gedeih und Verderb des Deutschen Reichs und Volkes ganz wesentlich ab

Prof. Kranz, Steglitz.

Alfred Hettner: Rußland, eine geographische Betrachtung von Volk, Staat und Kultur. Zweite erweiterte Auflage des Werkes: Das europäische Rußland. Mit 23 Textkarten. Verlag B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1916.

Das Werk ist eine zeitgemäß überarbeitete Neuauflage einer Studie, die zuerst auf Grund einer Reise nach dem russisch-japanischen Krieg veröffentlicht worden war. Sie geht auf den Versuch hinaus, alle Erscheinungsformen staatlicher, sozialer und ethnischer Art unter Zugrundelegung der Geographie in dem seit Ratzel erweiterten Begriff zu erfassen. Sie will den Menschen der osteuropäischen Tieflande in einer zusammenfassenden Studie seiner Rasse- und Kultur-elemente erläutern.

Wenn auch zwischen der früheren Friedensaufgabe und der vorliegenden Kriegsaufgabe sich bemerkenswerte Änderungen der politischen Auffassung erkennen lassen, so kann doch nicht von einer grundsätzlichen Verkehrung des Standpunktes gesprochen werden. Der neubearbeitete zweite Teil, der eine Einzeldarstellung der politischen Entwicklung des russischen Reiches ist, darf als eine vorbildliche Verarbeitung aller Quellen angesehen werden und klärt in knapper Form alle die Fragen, die heute so vielgestaltig und verworren in unsere Tagespolitik heraberspielen. Hettners Werk sollte daher in keiner Zeitungschriftleitung und an keiner Stelle fehlen, wo man sich mit Fragen der russischen Politik zu beschäftigen hat. Die zahlreichen Kartenbeigaben unterstützen trotz der Kleinheit ihres Maßstabes die Darlegungen in anschaulichster Weise.

Dr. Falk Schupp.

Isolde Kurz: Wandertage in Hellas (mit 47 Bilderbeigaben). Bei Georg Müller, München. (Neudruck.) Isolde Kurz vermag wiederum, wie in ihren interessanten Florentinischen Erinnerungen, in gleich kühner Linienführung und dem ihr eigenen feinplastischen und ausdrucksreichen Stil, die Reiseerlebnisse in ihrem Werke „Wandertage in Hellas“ auch bei längeren historischen Einflechtungen, belebt und fesselnd wiederzugeben.

Die bunte Kleinmalerei des Decklebens an Bord — mannigfaltige Bilder von der viel umstrittenen Adriaküste ziehen an unserem Auge vorüber —, sie führt uns über Triest und zum Piräus unter den leuchtend klaren Himmel Athens, und unsere Augen finden bei ihrer Führung die Akropolis mit dem Parthenon und Erechtheion in der Schilderung wieder, Bilder aus Jugendtagen nur vielfach lebhafter wiedergegeben.

Mit großem Interesse verfolgt man die Weiterfahrt nach Aegina und Salamis, nach dem Weihetempel von Eleusis wo die Dichterin den antiken Reigentänzen der Frauen von Eleusis infolge einer ungenauen Auskunft entsagen mußte. Der vielbesprochene Ostertanz von Menidhi brachte jedoch eine Enttäuschung; es war die einzige auf der langen Reise in Hellas. Dagegen erleben wir eine Aufführung des „König Ödipus“ in Menidhi-Acharnä in neugriechischer Übersetzung unter dem Beifall der Beschauer.

Isolde Kurz berührt noch manch interessante Punkte. Ihre Beobachtungen tragen eine stark persönliche Note in der Auffassung der hellenischen Kunst. Griechenlands heutige Bevölkerung, deren Sitten und Gebräuche, nicht zuletzt die geographische Beschaffenheit des Landes geben der weitgereisten Schriftstellerin Anlaß zu eingehenden Studien. Die Erinnerungsblätter aus Hellas, von tiefen, oftmals wehmütig angehauchten Gedanken unwoven, sind auch durch photographische Buchbeigaben veranschaulicht, die die Ausführungen in vollendeter Weise ergänzen.

Isolde Kurz gedenkt all der nachgeborenen Griechenseelen, der Dichter und Künstler, die niemals die Urheimat ihres Geistes betreten, vor allem Hölderlins, den hellenophile Sehnsucht verzehrte und noch in der Nacht des Irrsinns geheimnisvoll von Hellas Pracht weitersingen ließ. Wie immer man die aus rückschauenden Motiven entsprungene Hellenenfreundschaft weiter Kreise Deutschlands beurteilen mag, unausrottbar ist anscheinend diese Sehnsucht nach Hellas' sagenreichen Gestaden.

Für alle, die an dieser Sehnsucht leiden, ist Isolde Kurz' Buch ein Erlebnis, besonders aber für die, welche nicht dem Wunsch ihrer künstlerischen Sehnsucht willfahren können. Diese sollen nicht versäumen, die Reiseblätter von Isolde Kurz, die uns Griechenlands unerreicht hohe Kunst so lebendig und sichtbar vor das geistige Auge führen, zu lesen.

Freya Schupp.

Klingspor- + Muster-sammlung von Spruchkarten mit und ohne Bildern + Karten

Die Klingspor-Karten sollen für alle das Schöne in Form und Inhalt liebende Deutschen eine werden. Zunächst erscheint während des Krieges zur Erziehung und Festigung eines einheitlichen Kriegs- und Siegeswillens eine Sammlung der kraftvollsten und tiefsten Sätze über Krieg, Volk, Pflichten und Aufgaben des Einzelnen, des Staates und seiner Führer. Spruchreihen von Dichtern, Musikern und Künstlern, die die schönsten Sätze unserer Geistesgrößen enthalten, schließen sich an. Andere Reihen werden zu einzelnen Gebieten Stellung nehmen. Jede Reihe umfaßt 10 Karten, die, wenn sie nur Sprüche enthalten, zu 75 Pfg., wenn sie Bilder und Sprüche enthalten oder voll bedruckt sind, mit Mk. 1.— für die Reihe berechnet werden. — Man verlange Verzeichnis.

OSTEUROPÄISCHE ZUKUNFT

ZEITSCHRIFT FÜR DEUTSCHLANDS AUFGABEN IM OSTEN UND SÜDOSTEN

Amtliches Organ des Verbandes deutscher Förderer der ukrainischen Freiheits-Bestrebungen „UKRAINE“, des Donau- und Balkanländervereins in Deutschland „DUBVID“ E. V. München und der „DEUTSCH-GEORGISCHEN GESELLSCHAFT, Berlin“.

Herausgeber: Dr. Falk Schupp, Berlin, Prinz Albrecht-Str. 3. Verlag: J. F. Lehmann, München, Paul Heyse-Str. 26.

1. Augustheft 1916

Die Zeitschrift erscheint monatlich zweimal 12—16 Seiten stark
Bezugspreis: halbjährlich für das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn M. 8.—, für das Ausland M. 9.—. Einzelne Hefte 60 Pf. Anzeigenpreis: 40 Pf. für die viergespaltene Petitzeile. Beiträge und Besprechungsstücke wolle man senden: An die Schriftleitung der Osteuropäischen Zukunft, Berlin SW. 11, Prinz Albrechtstr. 3; Zusendungen für den Bezug sowie für Anzeigen an J. F. Lehmanns Verlag, München SW. 2, Paul Heyse-Str. 26
(Postscheck-Kto. München 129 — K. K. Postspark.-Kto. 59594 — Bankkonto: Bayer. Vereinsbank.)

1. Jahrgang Nr. 15

Donauschifffahrt und Internationale Donaukommission.

Von Geh. Ober-Reg.-Rat Prof. Dr. W. Groos, Karlsruhe i. B.

Ganz eigenartig wie der angebliche Ursprung und wiederholt der weitere Lauf ist auch schließlich die letzte Strecke, die Ausmündung der Donau.

Nicht daß sie als frisches Schwarzwaldkind in den Quellbächen Brigach und Breg beginnt, aber bald schon gezähmt ihren Namen erst von der Quelle im Schloßgarten von Donaueschingen führt, daß die zum Fluß gewordenen Bäche nach kurzem Lauf einen großen Teil, bei Trockenheit alles Wasser an das Einzugsgebiet des Rheins geben müssen durch die Versickerungsstellen oberhalb und unterhalb des Eisenbahnpunktes Immendingen durch unterirdische Hohlräume im Kalkgebirge, und daß der Fluß dann richtig „Krähenbach“ heißen müßte nach dem ersten, dem Trockenbett wieder Wasser zuführenden Bache daß eigentlich der ungestüme Alpensohn, der Inn, mit seiner ungleich größeren Wassermasse von Passau ab dem Strome den Namen hätte geben müssen — daß sie immer wieder durch Gebirgszüge sich durchbrechen muß —, dies Schicksal teilt sie auch mit anderen unserer Ströme. Aber die Donau hat noch dazu ihre Bestimmung gewissermaßen verfehlt und ein Ende genommen, das man ihr an ihrer Wiege, im Jugend- und reiferen Alter nicht gesungen hätte. Es muß lange gedauert haben, bis die Völker des Altertums erkannt hatten, daß das ein und der gleiche Strom sei, der in das Schwarze Meer mündet und, in der Silva Hercynia entsprungen, Rätien und Noricum und Pannonien im ernsten Sinn, auch noch Obermösien, das jetzige Serbien, vor den „Barbaren“ schützen half. Das zeigen die ursprünglichen zwei Namen für denselben Strom: Ister für den Unterlauf, Danubius für den oberen und mittleren. Die griechische Sage ließ auf dem Ister die Argonauten in ihre Heimat zurückkehren, hat wohl die Save, den der gleichen Himmelsrichtung weiter nach Westen folgenden Zustrom, als Oberlauf des Ister angesehen. Und für die den Danubius Herabkommenden gab die Wasserstraße des Donaustromes angesichts des serbischen Berglandes bei der Einmündung von Drau und Save plötzlich die nordsüdliche Richtung auf, die ihn dem östlichen Teil des Mittelmeeres, dem Ägäischen Meere, zugeführt hätte, um bald darauf zwischen unzugänglichen, schroffen Felswänden, die durch schiff-

fahrtshindernde Klippen im Wasser miteinander zusammenhängen, dem Auge zu verschwinden. —

Bis zu jenem vielumstrittenen Eckpfeiler des Gebirgsausläufers, an dem sich die alte Feste Belgrad aufbaut, begleitet auch die deutsche Dichtung den Strom — nicht weiter —, trotz des Reizes, den die erhabene Landschaft der Donauengen ausüben mußte. — Und hier war viele Jahrhunderte auch eine Scheide der Donauschifffahrt. —

Wie war es nun auf der Donau einst und jetzt mit der Schifffahrt?

Gewiß ist die Donau schon in alten Tagen nicht nur gequert, sondern streckenweise, zumal wo zwischen Fels und Strom kein anderer Weg blieb, auch befahren worden, in ursprünglicher Weise zuerst auf Flößen von zusammengebundenen Baumstämmen oder von aufgeblasenen Tierhäuten getragen, mit Einbäumen, allmählich mit besseren Fahrzeugen, und die Römer hatten, wie an ihrer Rheingrenze und auf dem Bodensee, so zur Verteidigung ihrer Provinzen Dacia und Noricum, vielleicht auch für einen Zwischenverkehr zwischen ihren Heerlagern und Niederlassungen, Schiffe auf der Donau; ihre den Felsen abgesprengte Straße von Orsova aufwärts auf der rechten Seite der Donauengen hat allem Anscheine nach auch zum Heraufziehen von Schiffen gedient. Aber selbst diese beschränkten Anfänge einer Donauschifffahrt müssen in den Stürmen der Völkerwanderung vollständig wieder verschwunden sein.

Durch die weiten, ebenen Talbecken des unteren Donaulaufes sind seinerzeit aus den Steppen des Ostens die Reitervölker der Hunnen und dann der Magyaren nach Europa hereingekommen, hatten nach Festsetzung in Ungarn weit in den deutschen Donaulanden hinauf ihre Raubzüge ausgedehnt, auf flinken Rößlein die Flüsse durchschwimmend, und so auch, zurückgeworfen, in ihr Heide- und Weideland sich wieder durchgeschlagen — auch donauabwärts nicht auf dem Wasserwege, den zu nützen ihnen jedenfalls die Hilfsmittel fehlten.

Aber auch, als die im Reiche gesammelten Kräfte des deutschen Volkes von der Abwehr zum Vorstoß mit Schwert und Pflug übergingen, der Westen

wieder gegen den Osten vordrängte, und als die christlich gewordenen Hungarnkönige deutsche Ritter und Geistliche, Bürger und Bauern beriefen, ihr wildes Volk zur Gesittung zu führen, ist zwar der Hauptstrom der Einwanderer donauabwärts gegangen — da und dort sie überschreitend —, aber nicht auf ihr, wenigstens nicht zu einem nennenswerten Teile, soviel die dürftigen Berichte über die Anfänge dieser ersten Blütezeit des Deutschtums in Ungarn ersehen lassen. Durch die Deutschen entstanden aber nun Städte unter deutschem Recht mit Gewerbe und Handel, und wenn auch unter ihren Zünften, von denen berichtet wird, sich keine solche von Schiffbauern verzeichnet finden, für den Anfang eines Schiffverkehrs waren doch die Voraussetzungen gegeben; wie früher schon weiter oben von Wien aufwärts, so jetzt auch auf der Stromstrecke bis Ofen, an der auch andere bedeutendere Städte, wie Preßburg, Gran, Waitzen, aufblühten. Heere der Kreuzfahrer, auch das Kaiser Friedrichs I., des Rotbartes, nehmen ihren Weg durch Ungarn; ihr Zug geht aber auch jetzt noch „längs der Donau“; Heergeräte und Vorrat mag ja dabei auch auf ihr nebenher geführt worden sein. Aber der große Verkehr in den Osten war eröffnet, wenn auch zunächst nur auf dem Landweg an der Donau hinab, und er begann den Strom selbst aus seiner jahrtausendlangen Ruhe herauszureißen.

Was hoffnungsvoll sich, auch in dem ungarischen Reiche, auf der Donau entwickelt, knickten anderthalb Jahrhunderte türkischer Kriege und Herrschaft. Dann brachte aber das Vorrücken der kaiserlichen und Reichsheere in Ungarn neues Leben an und auf der Donau auch unterhalb der österreichischen Grenze. Schon mit dem Frieden von Karlowitz hatte eine Auswanderung, besonders aus Südwestdeutschland, eingesetzt, die, nachdem auch der östliche Teil von Südungarn, das sogenannte Temescher Banat, im Frieden von Passarowitz (1718) von den Türken abgetreten worden war, allmählich zu einer förmlichen Völkerwanderung answoll. In Südungarn war namentlich das zuletzt gewonnene Banat ganz verödet, verwüstet und versumpft; dem sollte durch Kolonisation, vor allem durch planmäßige Ansiedelung Deutscher, abgeholfen werden. Zunächst geschah das durch ausgediente Mannschaften des kaiserlichen Heeres, dann durch amtliche Werbung im Deutschen Reiche unter Zusicherung von Vergünstigungen und Freiheiten. Und das ging mit Unterbrechungen beinahe das ganze 18. Jahrhundert so weiter, nach Karl VI. unter Maria Theresia und auch unter Joseph II.

Was in der Geschichte des Deutschtums in Ungarn — die über ein Jahrtausend, noch in die Zeit vor der Landnahme durch die Magyaren zurückreicht — von R. Fr. Kaindl über die Donaufahrt der neuen Ansiedler nur in großen Zügen berichtet werden konnte, führt in lebhaften Farben und in künstlerischer Gestaltung eine Dichtung aus, welche die Anfänge der Einwanderung in das Banat nach 1720 zum Hintergrund, man darf sagen zum Vorwurf hat — der neueste völkische Roman Adam Müllers-Guttenbrunn, des Sängers seines Volkes in Südungarn: „der große Schwabenzug“.

Groß ist die wirtschaftliche Bedeutung bis jetzt gerade der unteren Donau, die auch Seeschiffen den billigen Wasserweg bis an die südöstliche Schwelle Ungarns öffnet. Auf ihr dringt der Wettbewerb der seefahrenden Völker, die einen näheren Weg zum Mittel- und Schwarzen Meere haben als wir Deutschen mit unseren im äußersten Winkel an der Nordseeküste

liegenden Häfen, in diese fruchtbaren, mit Rohstoffen jeglicher Art reich gesegneten und zugleich für Waren aufnahmefähigen Gebiete stromaufwärts weit ins Land hinein, während die Talfahrt auf der Donau von weiter oben herab, bei welcher mit Österreich-Ungarn das Deutsche Reich den Vorrang hatte, noch lange nicht von allen Schiffahrtshindernissen befreit ist und besonders unter den Stromverwilderungen in Ungarn noch zu leiden hat. Für die Offenhaltung der Donaumündungen, des unteren Donaulaufes überhaupt haben deshalb vor allem England und Frankreich sich eingesetzt. Sie ist durch zwischenstaatliche Verträge gesichert: durch den Pariser Frieden schon 30. März 1856 und wieder durch den Berliner Vertrag 13. Juli 1879. Eine europäische Donaukommission wacht darüber, und leider ist bei den Stromregelungen im oberungarischen und im niederungarischen Talbecken nicht mit demselben Eifer vorgegangen worden, wie mit den Felssprengungen im Eisentorpass.

Das zu betreiben muß dem Deutschen Reiche wie Österreich ernste Sorge sein, eine seiner wichtigsten Aufgaben. Wenn schon sich der Verkehr auf dem Mittellaufe der Donau sehr gehoben hat, in stetem Steigen ist bis hinauf nach Regensburg — wie wenig belebt, ja wie tot liegt er doch da im Vergleich zum Rheine, der nicht die halbe Wassermenge hat! Das muß anders, besser werden! Für die Einfuhr wie für die Ausfuhr. Für beide ist das Deutsche Reich zurzeit im wesentlichen auf den Seeweg angewiesen — bei der heutigen Weltlage und Machtverteilung zur See eine Gefahr, die nicht ernst genug genommen werden kann. Im Kriegsfall könnte so außer der Ernährung unseres Volkes, des Landheeres und der Seewehr auch die Versorgung gerade unserer Flotte mit Ölen (Leuchtöl, Treiböl, Benzin) und anderem für sie Nötigem unterbunden werden, wenn diese Stoffe nicht auf dem Donauwege aus Rumänien usw. bezogen würden. Die Lehren des letzten Balkankrieges werden dafür nicht umsonst gewesen sein — so schrieb ich zwei Jahre vor dem jetzigen Kriege in einer Vereinszeitschrift —: es regt sich im Deutschen Reiche, zunächst besonders in Bayern. Man will der „Ersten k. k. privileg. Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft“ (schon 1830 gegründet) und der „Kgl. ungarischen Fluß- und Seeschiffahrts-Aktiengesellschaft“ (seit 1895) nicht mehr allein das Feld überlassen, und während man noch 1911 die Bedeutung der Donauschiffahrt nicht genügend erkannt hatte, hat sich — gefördert durch die Hafenbauten der Regierung in Regensburg — zur Belebung des Güterverkehrs auf der Donau bis nach Regensburg hinauf eine neue Schiffahrtsgesellschaft gebildet, der „Bayerische Lloyd“, der zur allmählichen Erweiterung ihres Unternehmens die Unterstützung des Handels und der deutschen Industrie hoffentlich nicht fehlen wird. — Und man wird in Regensburg nicht stehen bleiben, wenn auch dieses der Hauptumschlagsort von und zur Donau für das Deutsche Reich, „der westlichste Hafen des Schwarzen Meeres“, bleibt, als den ihn bei seiner Eröffnung Prinz, jetzt König Ludwig von Bayern begrüßt hatte. Mit Genugtuung hat bei der Münchener Tagung des „Vereins zur Hebung der Fluß- und Kanalschiffahrt in Bayern“ auf erfreuliche Fortschritte hingewiesen werden können: auf Weiterführung der Kanalisation des Mains zunächst bis Aschaffenburg, Aufnahme des Verkehrs mit Motorbooten auf dem Ludwigs-Donau-Mainkanal und auf Begründung einer Studiengesellschaft für Schiffahrtsversuche auf der Donau von Regensburg bis Ulm.

Von viel größerer Bedeutung als früher, von weittragender und augenblicklicher Bedeutung ist so die Frage der gesetzlichen und vertraglichen

Bestimmungen, soweit sie unsere — die reichsdeutsche und die österreichisch-ungarische — Donauschiffahrt, sagen wir erweiternd, auch die anderer, uns verbündeter oder freundlicher Staaten zu fördern oder zu hemmen geeignet sind.

Wie lauten nun zunächst die einschlägigen Festsetzungen völkerrechtlicher Verträge?

Inwieweit sind solche noch gültig oder als durch den jetzigen Krieg mit dem Dreiverband und den ihm angeschlossenen Ländern als aufgehoben bzw. für unsere Belange änderungsbedürftig zu betrachten?

Erscheint Aufhebung der bisherigen Vertragsbestimmungen als vorteilhaft oder auch und inwieweit als nachteilig und deshalb zu verhüten?

Zur Beantwortung der ersten Frage muß zurückgegriffen werden bis zu den „die Schiffahrt auf den Strömen betreffenden allgemeinen Bestimmungen der Schlußakte des Wiener Kongresses vom 9. Juni 1815“, deren Ausgangspunkt der Artikel V des ersten Pariser Friedens vom 30. Mai 1814 gebildet hatte, kurz des Inhaltes, daß sie die Schiffahrt auf dem Rhein von dem Punkte, wo er schiffbar wird, bis zum Meere (das berühmt gewordene „jusqu' à la mer“) für frei erklärt und dem künftigen Kongreß Prüfung und Entscheidung vorbehalten werde, wie dieser Grundsatz auch auf alle anderen Ströme, die in ihrem schiffbaren Laufe verschiedene Staaten durchfließen oder trennen, ausgedehnt werden könne. — Die dementsprechenden Artikel 108 bis 117 einschließlich der „Akte des Wiener Kongresses“ waren nun allerdings ohne Rechtswirksamkeit für die Donau: denn die Türkei, Hauptuferstaat damals an der unteren Donau, hatte nicht zu den vertragschließenden Staaten des Pariser Friedens gehört. Aber es hatte sich doch bald schon das Bedürfnis geltend gemacht, die betreffenden Grundsätze der Kongreßakte auch auf die Donau zu übertragen und zum Abschluß von Einzelverträgen zwischen den Donauuferstaaten geführt — schon 1816 zwischen Österreich und Bayern, dann 1840 zwischen Österreich und Rußland, 1851 zwischen Österreich, Bayern und Württemberg, 1853 zwischen Bayern und Rußland. — Und auf die Bestimmungen der Wiener Kongreßakte wurde dann später auch Bezug genommen bei der Regelung der Donauschiffahrt durch den dem sog. Krimkrieg ein Ende machenden Friedensvertrag zu Paris vom 30. März 1856, bei dem außer den kriegführenden Staaten — Türkei, Frankreich, England, Sardinien, Rußland — Österreich auch Preußen zugezogen war. („In Anbetracht, daß in europäischem Interesse, Se. Majestät der König von Preußen, Unterzeichner der Übereinkunft vom 13. Juli 1841, zur Teilnahme an den neuen Vereinbarungen berufen sein sollte, und in Würdigung des Wertes, welchen die Mitwirkung Sr. Majestät bei dem allgemeinen Friedenswerke haben würde.“) In den Artikeln 15–19 einschl. dieses Vertrages vereinbarten diese Mächte untereinander, daß die Grundsätze der Akte des Wiener Kongresses in Zukunft in gleicher Weise auf die Donau und ihre Mündungen anzuwenden seien, und diese Bestimmung von nun an einen Bestand des öffentlichen Rechtes Europas bilde „unter ihrer Garantie“. Die Donauschiffahrt dürfe keinerlei Abgaben unterworfen werden, die nicht ausdrücklich in den Festsetzungen der folgenden Artikel vorgesehen seien. Durch Artikel 16 wird eine Kommission, in der Frankreich, Österreich, Großbritannien, Preußen, Rußland und Sardinien durch je einen Abgeordneten zu vertreten seien, betraut mit der Bezeichnung und dem Vollzuge der „Arbeiten, die von Isaktscha ab nötig sind, um die Mündungen der Donau wie die benachbarten Meeresteile von Sand und anderen Hindernissen frei zu machen“. Zur Deckung der Kosten dieser

Arbeiten und der Einrichtungen zur Sicherung und Erleichterung der Schiffahrt an den Donaumündungen sollen „feste Abgaben, eines angemessenen Tarifs, nach Festsetzung durch die Kommission mit Stimmenmehrheit“ erhoben werden können, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß in dieser Hinsicht wie in jeder anderen die Flaggen aller Nationen auf dem Fuß völliger Gleichheit behandelt werden. Nach Art. 17 wird eine ständige Kommission aus Abgeordneten Österreichs, Bayerns, der Hohen Pforte und Württembergs (je eines von jeder dieser Mächte) unter Beiziehung von „Kommissären“ der drei Donaufürstentümer (Serbien, Moldau, Walachei) gebildet zur Ausarbeitung der Schiffahrts- und Strompolizeiordnungen, zur Abstellung der Vorrechte jeder Art, die noch der Anwendung der Bestimmungen des Wiener Vertrages auf die Donau entgegenstehen — zur Anordnung und Ausführung der nötigen Arbeiten an dem ganzen Stromlaufe und zur Aufrechterhaltung (nach Aufhebung der Europäischen Kommission) der Schiffbarkeit der Donaumündungen und der angrenzenden Meeresteile. Art. 18 sieht die Auflösung der Europäischen Kommission und den Übergang ihrer Vollmachten an die ständige Uferstaatenkommission vor. Art. 19 endlich das Recht der vertragschließenden Mächte, je zwei leichte Schiffe in den Donaumündungen zu halten. —

Auf Grund des Pariser Vertrages sind dann Abgeordnete der genannten vier Donauuferstaaten unter Anschluß der von der Hohen Pforte bestätigten Kommissäre der Donaufürstentümer als Uferstaatenkommission in Wien zusammengetreten und über die Donauschiffahrtsakte vom 7. Nov. 1857 übereingekommen, die nach Bestätigung durch die Regierungen mit dem 1. Januar 1858 in Kraft getreten ist. Sie regelt in 47 Artikeln im einzelnen die Schiffahrt auf der Donau nach den obigen Grundsätzen des Pariser Vertrages: Freiheit der Schiffahrt auf dem ganzen schiffbaren Lauf der Donau bis ins Schwarze Meer und umgekehrt, sowie auf den mit ihr in „mittelbarer“ Verbindung stehenden Wasserstraßen, unter Vorbehalt der eigentlichen Flußschiffahrt ohne Berührung des offenen Meeres für die Schiffe der Uferländer des Stromes — Freiheit von Gebühren und Abgaben für Schiffe und Waren, abgesehen von bestimmten vorbehaltenen oder zur Deckung und Verzinsung des Gesamtaufwandes an Herstellungs- und Unterhaltungskosten erforderlich erscheinenden und durch gemeinsame Übereinkunft festzusetzenden, als welche in Art. 21 die „Auslagen für die Arbeiten und bleibenden Anstalten, welche die Europäische Kommission zur Sicherung und Erleichterung der Schiffahrt an den Mündungen der Donau bezeichnen und ausführen lassen wird und andere die Erhaltung und Verbesserung der Schiffbarkeit der Donau bezweckende Arbeiten und bleibende Anstalten, welche die Donauuferstaaten-Kommission im gemeinschaftlichen Einverständnis im Interesse der Schiffahrt für notwendig erkannt haben wird, besonders genannt sind. Die Regierungen der Uferländer verpflichten sich, „jede für ihren Teil, jene Arbeiten ausführen zu lassen, welche die Uferstaatenkommission . . . als notwendig erkennen wird“. (Art. 26.) „ . . . bis Isaktscha, besonders bezüglich der unter dem Namen des Eisernen Tores bekannten Stromstrecke“ (Art. 37). — „Was die Schiffbarkeit des Stromes von Isaktscha abwärts betrifft, wird die Uferstaatenkommission sich nach den in Art. 27, Nr. 4, und Art. 18 des Pariser Traktates vom 30. März 1856 enthaltenen Bestimmungen richten“ (Art. 38). — So die für unsere Frage wichtigsten Bestimmungen der Donauschiffahrtsakte vom 7. November 1857. —

Eine Erweiterung von großer Tragweite brachte

der Abschluß des russisch-türkischen Krieges 1877—78 in dem „Berliner Kongreß“: Durch den „Berliner Vertrag“ vom 13. Juli 1878*) ist die Strecke neutralen und internationalen Charakters von Isaktscha aufwärts bis Galatz, im wesentlichen sogar bis zum Eisernen Tor, verlängert worden, wobei auch Rumänien eine Stelle in der „Europäischen Kommission“ eingeräumt wurde. Die Vollmachten der „Europäischen Kommission“ wurden bestätigt und räumlich ausgedehnt, bis Galatz in vollständiger Unabhängigkeit von den betreffenden Uferstaaten („des Autorités Territoriales“). — Alle Befestigungen vom Eisernen Tor bis zu den Mündungen des Stromes sollten geschleift und keine neuen errichtet werden dürfen. Die Arbeiten zur Beseitigung der Hindernisse, welche das Eisernen Tor und die Stromschnellen der Schiffahrt bereiten, wurden Österreich-Ungarn anvertraut, das zur Kostendeckung eine vorübergehende Gebühr erheben dürfe. Durch die Selbständigerklärung des durch Ost-rumelien vergrößerten Bulgarien ist dann noch Bulgarien in die Reihe der Donauuferstaaten eingetreten an Stelle der ausgeschiedenen Türkei.

Wie gestaltet sich nun völkerrechtlich der Rechtsstand bezüglich der Donau durch den jetzigen europäischen Krieg? Es wird ja voraussichtlich Rußland aus der Reihe der Donauuferstaaten ausscheiden und, als selbständiger Staat, auch Serbien, so daß also außer dem Deutschen Reiche (durch Bayern und Württemberg) und Österreich-Ungarn nur Rumänien und Bulgarien Uferstaaten bleiben und in der Uferstaatenkommission vertreten sein werden, letzteres bei Rumänien in der Voraussetzung, daß es nicht zu den anderen Donauuferstaaten gegensätzliche Stellung nimmt. —

Durch den Krieg sind, wie andere Verträge, auch die über die Donauschiffahrt zerrissen, ihre Bestimmungen hinfällig geworden. Das werden wir und unsere Verbündeten wenigstens geltend machen können, wenn auch vielleicht Völkerrechtslehrer nicht so glatt es unterschreiben sollten; über die unbestrittensten Grund-

*) Wortlaut der bezüglichen Bestimmungen Art. 52 bis 57:

Aus dem Berliner Vertrag vom 13. Juli 1878.

Art. 52. Um die Sicherheiten für die Freiheit der Schiffahrt auf der Donau zu verstärken, die als von europäischem Belange anerkannt sind, bestimmen die hohen vertragschließenden Teile, daß alle Festungen und Befestigungen, die sich am Laufe des Stromes vom Eisernen Tore bis zu seinen Mündungen befinden, niedergelegt und keine neuen mehr errichtet werden sollen. — Kein Kriegsschiff soll auf der Donau talabwärts des Eisernen Tores fahren dürfen, mit Ausnahme leichter Fahrzeuge für die Strompolizei und den Zolldienst. — Die Stationschiffe der Mächte an den Mündungen der Donau sollen aber bis Galatz aufwärts fahren dürfen.

Art. 53. Die Europäische Donaukommission, in der Rumänien vertreten sein soll, wird ihre Dienstverrichtungen beibehalten und wird sie künftig bis Galatz ausüben in vollständiger Unabhängigkeit von der Uferstaatenbehörde. Alle auf ihre Rechte und Verpflichtungen bezüglichen Verträge werden bestätigt.

Art. 54. Ein Jahr vor Ablauf der Dienstdauer der Europäischen Kommission werden die Mächte sich in Einvernehmen setzen über die Verlängerung der Vollmachten derselben oder über die Änderungen, die sie für notwendig erachten werden.

Art. 55. Die Vorschriften für die Schiffahrt, die Strompolizei und die Überwachung vom Eisernen Tor bis Galatz werden von der Europäischen Kommission ausgearbeitet werden, unter Beihilfe von Vertretern der Uferstaaten und in Einklang mit denen, welche für den Flußlauf abwärts Galatz erlassen sind oder etwa werden.

Art. 56. Die Europäische Donaukommission wird sich mit dem Berechtigten verständigen, um die Unterhaltung des Leuchtturmes auf den Schlangeninseln zu sichern.

Art. 57. Die Ausführung der Arbeiten zur Beseitigung der Schiffahrtshindernisse des Eisernen Tores und der Stromschnellen wird Österreich-Ungarn anvertraut. Die Uferstaaten dieses Teiles des Stromes werden die für den Erfolg der Arbeiten nötigen Erleichterungen gewähren. — Die Bestimmungen des Art. 6 des Londoner Vertrages vom 13. März 1871, betr. das Recht, vorübergehend eine Abgabe zur Deckung der Kosten dieser Arbeiten zu erheben, werden zugunsten von Österreich-Ungarn angewendet.

sätze des Völkerrechts haben sich unsere Gegner hinweggesetzt — und über noch mehr! — Alle Unterzeichner der genannten Donauverträge sind aber in dem jetzigen Kriege auf der einen oder anderen Seite. Zu jenen wird ja Rumänien wenigstens nicht voll zu rechnen sein, nicht zu den „Garanten“ der internationalen Verträge; unseren Gegnern gegenüber aber wird der Standpunkt der Verneinung des Fortbestandes der mit ihnen vereinbarten Donauverträge mit aller Entschiedenheit zu vertreten sein, während deren wesentliche, die Freiheit der Schiffahrt und die Erhaltung und Verbesserung der Schiffbarkeit betreffende Grundsätze durch Vereinbarung mit den Donauuferstaaten aufrecht zu erhalten sind.

Was haben denn andere Mächte sich einzumischen in die Regelung der Verhältnisse an einem Strom, an dem sie nicht Anlieger?

Für keinen andern Strom der Welt gilt ähnliches — auch nicht für den Rhein, für dessen Schiffahrt zuerst der Grundsatz der „Freiheit“ in das europäische Völkerrecht eingeführt worden ist. Wie Art. 5 des ersten Pariser Friedens bezweckten auch Art. 1 der Rheinschiffahrtsakte und die §§ 108 ff. der Wiener Schlußakte für den Rhein und andere Ströme mit gleichen Verhältnissen nicht die vollständige Gleichberechtigung aller Nationen zur Schiffahrt überhaupt auf den betreffenden Flüssen, sondern nur bezüglich des Handels. Jene wurde nur für die Uferstaaten festgesetzt, wie denn auch nur diese in der darauf gebildeten Rheinschiffahrts-Kommission vertreten waren und jetzt noch vertreten sind. —

Auf dem Rhein ist sogar — in einem gewissen Gegensatz allerdings zu späteren Regelungen bezüglich der Elbe und Weser — der ganze Schiffahrtsbetrieb selbst ausschließlich den Schiffen der Uferstaaten vorbehalten worden. — Die Verhältnisse am Rhein, der verschiedene Staaten trennte, darunter auch Frankreich, und durchfloß, und dessen Schiffahrt dazu durch eine Menge veralteter Zwangsrechte, Gebühren und andere Hemmnisse belastet war, hatten den Anstoß gegeben, sich mit diesem Gegenstand auf dem allgemeinen europäischen Kongreß, der auch die Staatsgrenzen dort festsetzte, zu beschäftigen. Dem entsprach denn die Ausdehnung der für ihn aufgestellten Grundsätze auf die andern, durch mehrere Staaten ziehenden Ströme durch die Schlußakte des Wiener Kongresses: Art. 108. „Die Mächte, deren Staaten durch einen gleichen Strom getrennt oder durchschnitten sind, verpflichten sich . . .“ Art. 109. „Die Schiffahrt in dem ganzen Laufe der im vorhergehenden Artikel genannten Ströme soll vollständig frei sein und in bezug auf den Handel niemanden untersagt werden können.“

Nur die freie Benutzung der ganzen Wasserstraße für jeden, der durch den Landbesitz seines Staates an dem Strom ein Recht daran hat, sicher zu stellen, war der Zweck des Wiener Kongresses! Weshalb hätte er sonst seine Festsetzungen auf die Ströme genannter Art beschränkt? Und weshalb sind sie nicht auch für Ströme, deren schiffbarer Lauf einem einzigen Staate angehört, getroffen worden? Für die Themse, die Seine zum Beispiel! Das Souveränitätsrecht Englands, Frankreichs bezüglich dieser Ströme hat doch keine vollere Bedeutung als die Summe der Souveränitätsrechte der Uferstaaten an dem Rhein, der Donau! Was würden jene Staaten zu der Absicht einer internationalen Regelung, der Einsetzung einer „Europäischen Kommission“ für ihre schiffbaren Ströme sagen! Und doch ist es ihnen leider mit der Donau gelungen, in erweitertem Maße sogar durch den Berliner Frieden — unter geschickter Ausnutzung der

Lage; und ihre Schifffahrt, ihr Handel — Rußland, Italien usw. mit eingeschlossen — haben den Hauptvorteil davon gehabt den Mittelmächten gegenüber, die an zwei Drittel des Stromlaufes angrenzen.

Unser und unserer Verbündeten Ziel für den kommenden Frieden muß daher sein:

Aufhebung derjenigen Bestimmungen der Donauschifffahrtsakte und des Berliner Vertrages, die international ein anderes für die Donau festsetzen als sonst für schiffbare Ströme gilt, im besonderen Aufhebung der „Europäischen Kommission“ und Übergang ihrer Befugnisse an einen „Schifffahrtsausschuß der Uferstaaten“, welche für sich und ohne Einmischung anderer Mächte die bisherigen Grundsätze und Vorschriften, soweit sie sich erprobt haben und ihnen — den Uferstaaten — vorteilhaft sind, in einer neuen Vereinbarung festlegen werden.

Es wäre ein unheilvolles Versäumnis, wenn die Gelegenheit, die unberufenen Eindringlinge jetzt abzuschütteln, nicht unbedenklich, soweit immer möglich, genutzt würde. —

Denn eine neue Zeit beginnt für die Donau, für unseren und Österreich-Ungarns Verkehr auf der großen Wasserstraße in den Donauosten, den die Natur zu unserem Rohstoff- und Absatzgebiet bestimmt hat.

Die Frage der Donauschifffahrt wächst sich immer mehr zu einer allgemein deutschen, ja mitteleuropäischen, aus durch die eingeleiteten oder angebahnten und geplanten Verbesserungen der natürlichen Wasserstraßen

und durch die Herstellung von künstlichen Wasserstraßen zwischen den ersteren — vor allem zwischen Rhein und Donau mittels des auch für Fahrzeuge größerer Abmessung schiffbar zu machenden Maines und eines dementsprechenden neuen Donau—Mainkanals (ein großes Unternehmen, für das aber der jetzige König von Bayern mit aller Kraft seinen Einfluß einsetzen wird) — vielleicht auch einmal zwischen der Donau und dem der Rheinschifffahrt eröffneten Bodensee — weiter dann zwischen Donau und Weser und in Österreich zwischen Donau, Elbe und Oder — von einer Verbindung mit der Weichsel, als von geringerem Belange für uns im Reiche, zu schweigen.

So gewinnt der Ausbau der Wasserstraße der Donau eine Bedeutung, deren Tragweite noch nicht allgemein genugsam gewürdigt wird: sie reicht bis zu den Mündungen unserer großen Ströme, zu unseren Nord- und Ostseehafenstädten; ihre Binnenwasserstraßen werden durch die Donau ums mehrfache verlängert, die Gütermengen, Schiffs- und Schifferzahlen dementsprechend gesteigert werden — das letztere auch für den Mannschaftersatz unserer Handels- und Kriegsflotte von Belang. Sonst von Natur für den Schiffsverkehr im Hintertreffen durch seine Mittellage im Herzen Europas, wird Deutschland nun auch deren Vorteile zu nützen wissen.

Hohe Ziele winken so der deutschen Flagge nicht nur auf dem Meere, auch auf dem werdenden deutschen mitteleuropäischen Wasserstraßennetze und nicht zuletzt auf der Donau der beginnenden neuen Zeit!

Die deutsch-bulgarische Brücke.

Von Prof. Dr. K. Kassner, Berlin.

Nachdem Bulgarien sich uns angeschlossen hatte, ist oft von einer Brücke nach dem Südosten gesprochen worden. Daß diese Brücke an der deutschen Grenze beginnt, ist selbstverständlich, wenigstens für uns Reichsdeutsche; wo sie aber endet, hängt davon ab, wohin die Interessen der Einzelnen gerichtet sind. Da mir die deutsch-bulgarischen Beziehungen schon seit mehr als anderthalb Jahrzehnten am Herzen liegen, so endet für mich die Brücke natürlich an der bulgarischen Grenze. Nehmen wir an, das gelte auch für meine Leser.

Wenn man nun über eine Brücke geht, so muß man doch wissen, wohin man kommt. Ist das nun auch bei dieser Brücke der Fall? Wenn die Deutschen hinübergelangen und nach Bulgarien kommen, was wissen sie da von dem Lande und seinem Volke? Es ist unser Bundesgenosse; Offiziere und Soldaten verkehren gut mit den unsrigen; es sind tüchtige Soldaten; sie sind bedürfnislos; sie haben viele Siege erfochten. Und weiter? Ja, dann hört gewöhnlich die Kenntnis auf. Und mit solchem Wissen hoffen unsere Kaufleute und Industrielle, hoffen Lehrer und Lehrerinnen, Beamte a. D. und Landwirte dort ihr Glück zu machen? Dabei wissen sie von der Sprache meist nur so viel, daß sie dem Russischen ähnlich sein soll, während doch das Umgekehrte schon richtiger wäre.

Wie aber sieht es denn in der anderen Richtung aus? Wenn Bulgaren bisher nach Deutschland kamen, so wandten sie sich meist nach Leipzig oder Dresden (Technische Hochschule), und erst in den letzten Jahren haben Berlin und München größere Anziehungskraft bewiesen. Studiert haben die Bulgaren nach dem Urteil der Professoren sehr fleißig, aber außer mit ihren Zimmerwirtinnen und deren Töchtern haben sie selten in deutschen Familien verkehrt und deshalb

von deutschem Fühlen fast nichts kennen gelernt. Höchstens wissen sie etwas von deutschen Politikern, namentlich der Oppositionsparteien, weil die Jugend immer opponiert und weil Oppositionsparteien viel leichter mit kräftigen, dem Unkundigen Eindruck machenden, aber oft so inhaltslosen Schlagworten arbeiten können. Würde die große Masse der Bulgaren Deutschland und ganz besonders Rußland genauer kennen, so würde sich ihre Sympathie, glaube ich, uns schon früher zugewendet haben. So aber kennen sie meist beide Länder nicht und hatten Sympathie für Rußland nur, weil Rußland ihnen stets ihre Dankespflicht für Taten vorhielt, die Rußland doch wahrlich nicht aus uneigennütziger Liebe für Bulgarien geleistet hatte. Kein Staat ist dem andern gegenüber uneigennützig und darf es auch nicht sein, aber Rußland wollte ja nicht nur freie Fahrt aus dem Schwarzen Meere nebst Konstantinopel, sondern dabei auch Bulgarien als Provinz überschlucken.

Wenn wir uns also gegenseitig nicht kennen, so liegt die Schuld auf beiden Seiten. Deutschland ist doch wahrlich kein kleines Land, also war es Pflicht der Bulgaren, sich über uns zu unterrichten. Leider geschah das viel zu wenig. Schriften von Nietzsche und Tolstoj und politische Werke, die wurden gelesen, namentlich von der studierenden Jugend. Im Jahre 1912 wurden in der Sofianer Nationalbibliothek 16 310 Bücher entliehen, wovon nicht weniger als 2037 juristisch und politisch waren; 4400 gehörten der schönen Literatur an, aber nur 555 Bücher aus allen Fächern waren in deutscher Sprache geschrieben. Dagegen wurden 4308 russische Bücher entliehen, also ein Viertel aller Leihungen, sowie 1812 französische. In der Staatsbibliothek von Philippopol waren von 26 151 entliehenen Büchern gar nur 191 deutsche, aber

3354 französische und 3323 russische. Ist es da ein Wunder, wenn die Bulgaren uns kaum kennen?

Und was haben wir getan? Unsere Siege und der Kaiser, Hindenburg, U 9 und Zeppelin, die haben uns jetzt erst volkstümlich gemacht. Auf andern Gebieten aber ist nichts getan. Die deutschen Schulen in Sofia und Philippopol haben viel nützliche Arbeit geleistet, aber wenn ihre bulgarischen Schüler nachher noch die französischen Schulen besuchten, wie es oft geschah, so wurden dort alle die zarten deutschen Sympathiepflanzen als Unkraut wieder herausgerissen und Frankreich als das allein selig machende Land hingestellt. Wir verstanden es zu wenig und verstehen es auch heute noch nicht genug, uns Sympathie im Auslande zu erwerben. Der deutsche Schulmeister hat, so sagt man, 1866 und 1870 den Krieg gewonnen, aber er hat auch in uns eine große Portion Pedanterie großgezogen, daß wir durch Besserwissen und durch aufdringlichen Ordnungssinn andern Völkern nur lästig fallen, wogegen der Engländer sich um die abweichenden Gewohnheiten andrer nicht kümmert und der Franzose sie wohl gar noch entzückend findet. In uns ist viel zu sehr der Dünkel großgezogen worden, daß bei uns alles vortrefflich sei und daß wir die höchste Kultur besitzen. Wir leiden auch daran, daß wir kleine Abweichungen von uns, die uns bei andern Völkern auffallen, leicht verallgemeinern und das ganze Volk als rückständig ansehen.

Wäre dem nicht so, so würden sich jetzt nicht Scharen aller Berufe auf Bulgarien und die Türkei stürzen, um dort Geschäfte zu machen. Wer diese Länder kennt, weiß, daß sie zunächst doch noch Ackerbaustaaten sind und daß Industrien sich erst langsam entwickeln müssen, bis diese Länder so aufnahmefähig sein werden, wie viele Industrielle und Kaufleute jetzt schon annehmen.

Deshalb sollte vor allem auf beiden Seiten die richtige Aufklärung einsetzen. Deutschlands Aufgabe ist es, mehr deutsche Bücher, namentlich gute, ausführliche Nachschlagewerke über seine staatlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse ins Bulgarische übersetzen zu lassen, damit die Bulgaren sich selbst daraus über uns unterrichten können. Deutschland sollte auch in den Schulen mehr Länderkunde in neuzeitlicher Form, die auch die Wirtschaftsverhältnisse berücksichtigt, einführen. Jetzt herrschen immer noch die Philologen allzusehr — zum Beweis sei nur angeführt, daß ein höherer Schulmann kürzlich allen Ernstes behauptete, kaum ein Fach sei so geeignet, die Jugend mit den im Kriege befindlichen Staaten bekannt zu machen, als — der neusprachliche Unterricht! Weiß er denn nicht, wieviel Zeit oft mit der philologischen Erklärung einer einzigen Szene irgendeines fremdsprachlichen Dramas vertrödelt wird, statt den Schüler in den wahren Geist des Stückes einzuführen? Und wenn auch so manche Schriftstellerwerke in das Denken eines Volkes hineinleiten können, was nützt es jetzt dem Schüler, zu wissen, wie die Franzosen oder Engländer zu Zeiten Molières oder Shakespeares gedacht und empfunden haben? Moderne Schriftsteller sind ja so gut wie ausgeschlossen, wie auch bis vor kurzem kein Schüler in der Geschichtsstunde etwas von den Kriegen 1864—1870 erfahren durfte. Etwaige

Bedenken, die man in der Geschichte noch haben kann, fallen ja in der Länder- und Völkerkunde ganz weg!

Sodann sollte Deutschland eine gute, billige Zeitung in bulgarischer Sprache unterhalten; in deutscher Sprache allein genügt nicht, denn die bulgarischen Redakteure sind leider noch zu wenig geneigt, gute Artikel einer fremdsprachigen Zeitung zu übersetzen und zu übernehmen. Was sonst noch getan werden könnte — es gibt dessen noch sehr viel — kann, um nicht zu breit zu werden, besser ein andermal erörtert werden. Nur über die deutschen Bücher über Bulgarien sei noch ein Wort gesagt. Das beste Buch bleibt immer noch das von Jireček aus dem Jahre 1891, wenn es auch für den Kaufmann und Industriellen völlig veraltet ist; aber für den Landesforscher bildet es immer noch eine unerschöpfliche Fundgrube. Seitdem ist kein Buch erschienen, das in gleich umfassender Weise Land und Leute und die inneren und äußeren Verhältnisse behandelt. Nur vereinzelt wird die wirtschaftliche Lage Bulgariens gut dargestellt, während die meisten Bücher von Leuten verfaßt sind, deren Hauptberuf die übliche Reiseschriftstellerei ist; sie verallgemeinern Eindrücke auf Eisenbahnstationen, zumal sie niemals die Eisenbahnstrecken verließen und so von dem Innern des Landes nichts gesehen haben. Aus eigener langjähriger Kenntnis des Landes heraus und aus dem Verkehr mit Bulgaren aller Berufsstände habe ich nun versucht, einen möglichst gleichmäßigen und nur auf Erfahrung beruhenden Überblick über Land und Leute zu geben.*)

Während aber mein Buch vom deutschen Standpunkt aus das jetzige Bulgarien möglichst vielseitig zu schildern sucht, erscheint im Leipziger Verlage von Dr. Parlapanoff eine „Bulgarische Bibliothek“ in deutscher Sprache, die in einer ganzen Reihe von Bändchen je eine Seite von Bulgariens gegenwärtigem Zustande zutreffend darstellen soll und deshalb von den besten Spezialisten verfaßt ist — bemerkenswertere sind die Verfasser mit verschwindenden Ausnahmen Bulgaren. So bietet uns Bulgarien die gute Möglichkeit, es so kennen zu lernen, wie es gern im Auslande angesehen sein möchte. Mehr und mehr kommen überdies jetzt Bulgaren aus allen Ständen zu uns, um namentlich Organisationsfragen zu studieren und je nachdem auf ihr Land zu übertragen. Sehr zu beachten ist dabei die Tatsache, daß sich darunter auch schon manche Herren befanden, die mit dem Herzen bei Rußland waren, aber deren Verstand sie nach Deutschland führte. Ich bin überzeugt, daß es uns gelingen wird, auch noch ihr Herz zu gewinnen, freilich nicht mit monopolistischen Handelsbestrebungen und nicht mit Anschauungen, als seien wir die vollkommenste Nation, sondern mit taktvollem Verstehensuchen bulgarischer Anschauungen und mit voller Bereitwilligkeit, die bulgarische Volkswirtschaft zu heben, wovon ja schließlich auch wir Vorteil haben würden.

Wird aus solchen Pfeilern und Bogen die deutsch-bulgarische Brücke gebaut, so wird sich bald ein wirklich freundschaftlicher Verkehr auf ihr einstellen zum Wohle beider Völker.

*) Bulgarien, Land und Leute. Leipzig. W. Klinkhardt. 1916.

Das kirchenpolitische Gesicht der ukrainischen Frage.

Von Univ.-Doz. Dr. S. Tomaszewskyj, Lemberg.

Die ukrainische Frage bildet einen hervorragenden Bestandteil des allgemeinen osteuropäischen, kurzweg russischen Problems, welches für die künftige Entwicklung der westlich angrenzenden Staaten

und Völker von besonderer Bedeutung ist, und zwar infolge der außerordentlich raschen Bevölkerungszunahme Rußlands, der weitreichenden Möglichkeiten seines wirtschaftlichen Aufschwungs und der nie ver-

sagenden Eroberungslust des russischen Staatsgeistes. Die von manchen Politikern gehegte Hoffnung, das Zarenreich werde nach der teilweisen Besiegung im gegenwärtigen Kriege veranlaßt werden können, seinen angeborenen und bereits zum Fatalismus ausgebildeten Expansionsbestrebungen im Westen Halt zu gebieten und in eine andere Richtung zu lenken, ist eine Täuschung, welche in der politisch-historischen Erfahrung keine Bekräftigung findet. Ebensowenig wie Frankreich nach 1871 durch die seitens Deutschlands ihm erleichterten Kolonialerwerbungen in Afrika seine überlieferten Ansprüche auf die Rheingebiete vergessen hat, wird sich auch Rußland mit dem Beibehalt der ihm noch zurückbleibenden Gebiete im Westen für weitere Zukunft zufriedenstellen lassen. Auch der Glaube, daß nach dem Kriege die alten russisch-englischen Gegensätze wieder aufleben werden, ist ebenfalls wenig stichhaltig, vielmehr ist es zu erwarten, daß zwischen Rußland und der angelsächsischen Welt (die Erfahrung unserer Tage berechtigt wohl zur Annahme, daß die wieder erneute Einheit dieser Welt sich auch fernerhin behauptet) eine verbreitete und vertiefte Interessengemeinschaft die Oberhand gewinnt und daß Rußland auch später sein unerschöpfliches Menschenmaterial für gutes englisch-amerikanisches Gold verkaufen wird. Gegen diese Gefahr gibt es nur ein einziges wirksames Mittel — die politische Zerlegung des russischen Reiches in seine natürlichen Bestandteile.

Den überlieferten, hauptsächlich der Schulgeographie entnommenen Anschauungen, Rußland bilde eine geographische, völkische, wirtschaftliche und kulturelle Einheit, zuwider muß jetzt eingesehen werden, daß natürliche Bestandteile heutzutage geradeso existieren, wie sie vor Jahrhunderten gewesen sind und daß dieselben zum selbständigen Leben gerufen werden können. Heute steht es fest, daß Rußland nur in einer Beziehung einheitlich ist, bezüglich des Wesens und Einrichtungen seines Staates. Außerhalb dieser Einheitlichkeit gibt es keine andere. Weder hinsichtlich der Rasse, Sprache, Wirtschaft, sogar der Geographie. Was die letztere anbetrifft, war bei der älteren Kriegstechnik ein sichtbarer Unterschied zwischen Ost- und Westeuropa nicht zu leugnen, heutzutage aber scheint das Tiefland mit seinen Verkehrserleichterungen, seinen Flüssen und lehmigem Boden größere Verteidigungsmöglichkeiten — und darauf kommt es hauptsächlich an — als das Hochland zu bieten. Die jetzt gewonnene Erfahrung lehrt auch, daß von allen Banden, welche bei der Verteilung von Sympathie und Antipathie unter den Völkern entscheidend mitwirken, nur zwei eine besondere Rolle spielen: das Band der Staatsangehörigkeit und des damit verbundenen Staatspatriotismus und dasjenige der Sprache und der nationalen Kultur; alle übrigen Gemeinschaften, die wirtschaftliche nicht ausgenommen, kommen viel weniger oder gar nicht in Betracht.

Unter diesen Gesichtspunkten betrachtet, bietet das angeblich sehr komplizierte russische Problem kaum größere Schwierigkeiten in seiner Lösung als die Frage der russischen Staatsmacht dar. Kurz gesagt: der Charakter des russischen Problems ist durchaus politisch, und ein politisch zerlegtes Osteuropa hört auf, seine westlichen Nachbarn zu bedrohen. Entscheidende Wirkung in dieser Beziehung kann aber nur durch die Lostrennung des ukrainischen Volksgebietes von Moskovien erzielt werden.

Es mangelt aber nicht an Skeptikern, welche diese offenkundige Tatsache teils bezweifeln, teils direkt leugnen. Freilich, gegen die grundsätzliche Skepsis im menschlichen Denken ist es schwer zu kämpfen, aber mit dieser hat die Politik nichts zu tun.

Auch diejenigen Kreise, welche ihre Wünsche, Rußland ungeschmälert, ja sogar gekräftigt am Leben erhalten zu sehen, oder die Wiedergeburt dieses oder jenes unterdrückten Volksstammes zu verhindern, durch angebliche wissenschaftliche Bezweifelungen bemänteln, mögen auch fernerhin Skeptiker bleiben. Es gibt jedoch wirklich Unvoreingenommene, welche von ihren eingestützten und mancherseits fortwährend genährten Vorurteilen nicht lassen können. Unter den Argumenten, die gegen die Möglichkeit und folglich gegen die Vorteilhaftigkeit der Befreiung der Ukraine (als wenn es sich um eine bloße idealistische Kreuzfahrt handelte) erhoben werden, nimmt dasjenige von der angeblich unüberwindlichen Einheit der russischen Kirche und des mit ihr in Zusammenhang stehenden sozialpolitischen und geistig-kulturellen Lebens, folglich von den angeblich unzertrennlichen Banden zwischen der Ukraine und Moskovien den ersten Platz ein. Indessen ist diese Meinung nichts mehr als eine von den vielen konventionellen „Wahrheiten“, die seit jeher unsere Denkart beherrschten, nun aber unter der Schwere der Tatsachen allgemeinen Schiffbruch leiden.

Vor allem darf man nicht außer acht lassen, daß die kirchliche Seite der ukrainischen Frage nur ein Detail bildet. Die ukrainische Nationalität, inmitten der übrigen slawischen Völker, ist das Produkt einer komplizierten historischen Entwicklung, wobei verschiedenartige Umstände und Einflüsse teils fördernder, teils hemmender Natur tätig waren. Die Religion bildete nur einen Teil derselben, der auch nicht der wichtigste ist.

Diejenigen, welche von der außerordentlichen Stärke der russischen Kirche überzeugt sind, scheinen den wirklichen Charakter der griechisch-orthodoxen Kirche überhaupt zu verkennen, indem sie in ihr dieselbe Einheitlichkeit voraussetzen, wie es bei der römisch-katholischen Kirche der Fall ist. Indessen konnte sich die östliche Kirche nie zu einer, auch nur annähernd analogen Stellung aufschwingen; von Anfang an fehlte es ihr an Bedingungen, ihre Unabhängigkeit gegenüber der staatlichen Gewalt zu erhalten. Mit dem Augenblicke, als sich außerhalb des verfallenden oströmischen Reiches immer zahlreichere christliche Staaten zu bilden begannen, war auch die Einheitlichkeit der griechischen Kirche abgetan. Seit dieser Zeit gab es nur eine Reihe von nationalen Staatskirchen und die Oberhoheit des Konstantinopler Patriarchen wurde immer beschränkter, beziehungsweise theoretischer. Dieser Prozeß der Verstaatlichung der östlichen Kirche ist dem allgemeinen Schicksal des westlichen Protestantismus nicht unähnlich. Unter heutigen Umständen haben beide weniger denn je Aussichten, eine Stellung zu erlangen, die nur im entferntesten derjenigen der römisch-katholischen Kirche ähnlich wäre. Somit kann von einer griechisch-orthodoxen Kirche keine Rede sein, sondern von verschiedenen National-beziehungsweise Staatskirchen.

Die heutige russische Kirche ist ebenfalls eine solche Staatskirche, wie die rumänische, bulgarische, serbische, griechische usw. Eine ziemlich unabhängige östliche Kirche in Europa bildet nur die serbische in Ungarn, beziehungsweise Slawonien. Wie der moderne russische Staat verhältnismäßig eine Neubildung ist (seit Peter dem Großen), ist auch die heutige russische Kirche bezüglich ihrer Organisation und ihres Geistes nicht älter. Die oberste kirchliche Behörde Rußlands, die Heiligste Synode, wurde erst 1721 errichtet und mit ihrem halbzivilen Charakter zum einfachen Staatsorgane gemacht (ein protestantischer Einfluß ist bei der Bildung desselben unverkennbar). Also ist die Einheit der russischen Kirche

gerade so stark und unüberwindlich, wie der jetzige russische Staat selbst. Mit der Zertrümmerung desselben geht auch die russische Synodalkirche in Trümmer und das kirchliche Leben auf den zurzeit von Russen beherrschten Gebieten paßt sich den neuen politischen Umständen an, zumal wenn die neue Ordnung die geschichtlichen und ethnographischen Verhältnisse aus der Zeit vor dem Ausbau des modernen russischen Reiches berücksichtigt. Die russische Kirche muß gerade so wie der russische Staat in ihre ursprünglichen und natürlichen Bestandteile zerfallen.

Von diesen natürlichen Bestandteilen hat die ukrainische (ruthenische) Kirche eine besondere Bedeutung.

Ihr Ursprung und historischer Mittelpunkt ist in Kijiw. Ihre Stellung unter den übrigen Kirchen des Ostens war lange Zeit hindurch eine besondere. Vor allem muß daran erinnert werden, daß die alte ruthenische Kirche mit ihrem Metropoliten in Kijiw sich in dem Augenblicke dem unmittelbaren Einflusse Konstantinopels entzog, als der Patriarch Kerularius den Bruch mit Rom herbeiführte, und daß somit Kijiw um etwa ein halbes Jahrhundert länger die Bande mit Rom unangetastet ließ. Gerade zur Zeit des Bruches wurde zuerst der Kijiw Metropolit durch die Wahl der Geistlichkeit und nicht durch Ernennung des Patriarchen eingesetzt. Auch später, als auch die ruthenische Kirche dem Beispiele Konstantinopels folgte, war ihre Abhängigkeit von dem letzteren mehr oder weniger locker.

Die ukrainische Kirche wußte auch ihre Freiheit gegenüber dem Staate zu behaupten, beziehungsweise zu erlangen. Sie ließ sich nicht zu einer Staatskirche herabsetzen, und zwar deshalb, daß Kijiw bereits im 12. Jahrhundert aufgehört hat, die Hauptstadt und den Mittelpunkt des politischen Lebens in Osteuropa, zu bilden.

Mit dem Übergang von dem expansiven zum intensiven politischen Leben zerfiel bekanntlich das Gebiet des ehemaligen ruthenischen Reiches Wladimir des Großen in besondere, den geographischen und ethnographischen Verhältnissen angepaßte und miteinander konkurrierende Staatsorganismen — den ukrainischen und moskowitzischen*) —, welche ihre Einflüsse auch auf das ehrwürdige Zentrum des kirchlichen Lebens, auf Kijiw, auszudehnen trachteten und deswegen in einen hartnäckigen Wettstreit verfielen. Die Moskowiter zogen zuerst den kürzeren; Kijiw konnte dem politischen Einflusse der ukrainischen Fürsten nicht entzogen werden, und da es seinerseits die Oberhoheit in kirchlichen Dingen auch im Norden ungeschmälert zu erhalten wünschte, wurden in Moskowien bereits im 12. Jahrhundert separatistische Tendenzen bemerkbar, welche die Lostrennung von Kijiw und direkten Anschluß an Konstantinopel anstrebten. Die Scheidung zwischen Nord und Süd wäre zweifelsohne auch auf dem kirchlichen Gebiete zustande gekommen, wenn die politischen Verhältnisse; durch welche dieser Umschwung bedingt wurde, nicht einer grundsätzlichen Veränderung zum Opfer gefallen wären. Der mongolische Einfall in Europa und die darauf folgende Gründung der tatarischen Großmacht zog die unmittelbare Beherrschung Kijiw und die mittelbare Moskaus nach sich. Infolgedessen ist der Kijiw Metropolitansstuhl unhaltbar geworden; die Metropoliten standen vor der Entscheidung: entweder in Galizien-Lodomerien oder in Moskowien Anlehnung zu suchen.

*) Zweckmäßigkeitshalber wenden wir diese in späteren Zeitabschnitten ausgebildeten Benennungen an; der Kern der Sache bleibt dadurch unberührt. (Vgl. meine Schrift über Galizien in „Weltkultur und Weltpolitik“, österr. Folge I.)

Nicht ohne Einfluß der Tataren fiel die Entscheidung zugunsten des letzteren aus, der Kijiw Metropolit übersiedelte gegen Ende des 13. Jahrhunderts nach Moskowien. Da er aber seine Ansprüche auf die ukrainischen Gebiete nicht aufgeben wollte und den früheren Titel auch weiterhin behielt, wurde die Verlegung seines Amtssitzes mit der Errichtung einer besonderen ukrainischen (ruthenischen) Metropole von Halitsch, die auch Kijiw umfaßte, beantwortet und somit der Einflußsphäre der Moskauer Metropoliten eine Grenze gezogen.

Die Bildung des litauischen Reiches gab zwar der moskowitzischen Kirche Gelegenheit, ihren Einfluß auch außerhalb der Staatsgrenzen auszudehnen; dieser Gefahr aber wurde auf diese Weise gesteuert, daß nach der Vereinigung Litauens mit Polen, welche letzterem Galizien gegen Ende des 14. Jahrhunderts zufiel, die bisherige Halitscher Metropole durch die wieder erneuerte Kijiw anfangs des 15. Jahrhunderts ersetzt wurde, die nun dem Moskauer Metropoliten sämtliche Gebiete des polnisch-litauischen Unionreiches erfolgreich streitig machten. Nachdem die moskowitzische Kirche nach dem Fall Konstantinopels jede Abhängigkeit von Byzanz aufgegeben hatte (1458) und zu einer reinen Staatskirche geworden war, gab es in Osteuropa, außerhalb des türkischen Machtbereiches, zwei Kirchen — die ukrainische, welche sämtliche litauische und polnische Gebiete umfaßte und einen gewissen Verband mit Konstantinopel aufrecht erhielt, und die selbständige moskowitzische Staatskirche. Somit wurden auch jetzt die kirchlichen Verhältnisse durch die politischen bestimmt. Diese Teilung im osteuropäischen kirchlichen Leben behauptete sich bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts. Wenn im Laufe dieser Zeit einzelne Grenzgebiete ihre Staatszugehörigkeit änderten, mußte sich auch die Grenze der beiden Kirchenprovinzen dementsprechend verschieben. Aber der Unterschied zwischen beiden Metropolen entsprang nicht nur der politischen Gestaltung Osteuropas. Der Geist der beiden Kirchen war durchaus verschieden. Indem die moskowitzische von dem Staate ganz abhängig war, vermochte die ukrainische in dem konfessionell fremden Staatswesen Litauens und Polens eine bedeutende Stufe äußerer und innerer Freiheit zu erlangen und zu behaupten. Im Gegensatz zu ihrer nordischen Nebenbuhlerin war sie stets den Einflüssen der abendländischen Kultur zugänglich und wurde deshalb seitens jener als nicht rechtgläubige angesehen.

Auf diese Buhlerschaft ist auch die Erhebung des moskowitzischen Metropoliten zum Patriarchen (1585 bis 1591) zurückzuführen, welche dadurch den endgültigen Vorzug vor Kijiw erreichen wollte.

Im Jahre 1654 wurde die politische Gestaltung Osteuropas, durch den Anschluß der Ukraine an Moskowien, in ihren Grundfesten erschüttert; im Zusammenhange mit diesem Ereignisse trat auch ein Wendepunkt in den kirchlichen Verhältnissen ein. Der Kijiw Metropolit war samt der ganzen ukrainischen Geistlichkeit schließlich genötigt, seine Opposition gegen den Perejaslawer Traktat aufzugeben und sich auf die Wahrung der bisherigen Stellung der ukrainischen Kirche zu beschränken.*) Die wichtigsten von den gewahrten Grundsätzen waren: 1. der unmittelbare Kontakt der ukrainischen Kirche mit dem Konstantinopler Patriarchate (somit Unabhängigkeit von dem Moskauer

*) Noch fünf Jahre nachher, als auch die ukrainische Geistlichkeit sich dem Schicksal hatte fügen müssen, war der bekannte kroatische Apostel des Panslawismus, Pater Georg Krizanic, auf seiner Reise nach Moskau sehr unangenehm betroffen durch den großen Haß, den er bei der ukrainischen orthodoxen Geistlichkeit gegen die Moskowiter bemerkte und der zarischen Regierung anzeigte.

Patriarchate). 2. Unverletzbarkeit ihrer inneren Verfassung (hauptsächlich der Wählbarkeit der Bischöfe und des Metropoliten). 3. Souveränitätsrechte auf ihrem bisherigen Gebiete. Beide Ausgleichsbedingungen jedoch, der politische und der kirchliche, wurden bald unhaltbar oder vielmehr von der moskowitzischen Regierung verletzt. Ukrainische Aufstände gegen Moskau endeten mit der bekannten Teilung des Landes 1667, wobei die Gebiete diesseits des Dniproflusses (Kijiw ausgenommen) an Polen zurückfielen. Diese politische Schicksalsstunde ist auch für die ukrainische Kirche verhängnisvoll geworden. Im Jahre 1685 wurde der direkte Verkehr zwischen Kijiw und Konstantinopel unterbrochen und der ukrainische Metropolit dem Moskauer Patriarchen unterstellt. Diese Abhängigkeit wurde um so mehr gefestigt, als das Moskauer Patriarchat den Reformen Peters des Großen zum Opfer fiel und der Heiligsten Synode den Platz räumte. Mit diesem Momente verschwand die Autonomie der ukrainischen Kirche. In der Versetzung der ukrainischen Geistlichkeit nach dem Norden und der moskowitzischen nach dem Süden fand Rußland das wirksamste Mittel, die bedeutendsten rituellen und sprachlichen Sonderheiten der ukrainischen Kirche auszumerzen und den nationalen

Geist aus derselben zu verbannen. Diese kirchliche Politik dauert bis auf den heutigen Tag an, ohne jedoch ihren endgültigen Zweck erreicht zu haben. Der Geist des Separatismus, gestützt auf die Überlieferung einer erhabenen Vergangenheit und das Bewußtsein eigener Überlegenheit glüht noch immer im religiös-kirchlichen Leben der Ukraine und ist stets bereit, wenn es die politischen Umstände zulassen, das Banner der Selbständigkeit emporzurichten.*)

In den außerhalb Rußlands liegenden ukrainischen Ländern äußerte sich die Reaktion gegen die genannte Unterdrückung der ukrainischen orthodoxen Kirche in der Form der Lostrennung von der Kijiw Metropole und des Anschlusses an die kirchliche Union mit Rom, so daß die Unionsidee in den letzten Jahrzehnten des XVII. Jahrhunderts größere Erfolge zu verzeichnen vermochte als früher in einem Jahrhundert. Übrigens bildete die Union gar keine Neuheit in dem ukrainischen Kirchenleben.

(Schluß folgt.)

*) Daß die russische Staatskirche sich auch bei dem gemeinen Volke in der Ukraine keiner Anhänglichkeit ertrout, wird am besten durch die außerordentliche Ausbreitung der protestantischen Sekte „Stunde“ bezeugt.

Häfen und Reeden im Kriegsgebiet der Balkanhalbinsel. III.

Von Oberst von Diest, Berlin.

Folgend unsrer Richtlinie, die am meisten zeitgemäßen Balkanküsten zu betrachten, gelangen wir nun zu den organisch der Halbinsel angegliederten Inseln und wenden uns zum „Hellespont“. Und zwar fassen wir diesen dabei, entgegen der engen neueren, in seiner weiteren ältesten Bedeutung, demnach das „Meer der Helle“ nicht auf die heute „Dardanellen“ genannte Meeresstraße beschränkt war, sondern nach Osten die Propontis mit dem Bosphoros umfaßte und nach Westen das ganze „Thrakische Meer“ begriff, wie es südlich etwa durch eine Linie begrenzt ist, die vom Athosvorgebirge über die Mitte von Lemnos zur Tenedosinsel führt. Von den vielen hierfür zur Verfügung stehenden Beweisen sei nur erwähnt, daß am „Hellespont“ liegen: bei Homer die Stadt Ainos (heute Enos) an der Mündung des Hebros (Maritza), bei Herodot und Xenophon die Städte Perinthos, Selymbria, Byzantion, Kalchedon; daß bei Stephanos von Byzanz Tenedos, und im „Itinerarium Maritimum“ (verfaßt um die Zeit des Kaisers Diocletian) sogar die sämtlichen Cycladen als Inseln des „Hellespont“ bezeichnet werden. In eben diesem Itinerarium ist auch die alt-hellenische Sage erwähnt, die den Cycladen den Namen gab, welche „früher im Meere umherschweiften und von Apollons Göttermacht ihren festen Standort erhielten“.

Mir scheint volkstümliches Erinnern an geologische Vorgänge aus Urzeiten hier hineinzuspielen. Die Inseln des Ägäischen und Jonischen Archipels haben eine eigenartige Entstehungsgeschichte und bilden ihrer Herkunft nach eine merkwürdig durcheinander gewürfelte „gemischte Gesellschaft“, die jeden mit Stauen erfüllt, der auf modernem Dampfer das Zauberland dieser Inselwelt durchfährt. „Neben den ehrwürdigen Urgneisen und Glimmerschiefen, sowie den mittelalterlichen Gesellen der Kreidezeit, welche durch tertiäre Umtriebe von ihrem Mutterlande getrennt wurden, erheben sich die renommierten Häupter der Revolution, die vulkanischen Kegelsberge, übermütig herabsehend auf die langsamen Streber neptunischer Arbeit. Der Niedergang des Landes, dessen Kuppen

und Gebirgskämme als archo- und mesolithische Inseln die heutigen Küsten von Griechenland und Kleinasien „umschwärmen“, fand in der Tertiärperiode statt und dürfte als Gegenwirkung einerseits die Hebung Kleinasiens und andererseits das Aufsteigen der vulkanischen und neptunischen Inseln veranlaßt haben.“ (C. Beck, Schilderung von Land und Leuten des Osmanreiches.)

Vulkanischen Ursprungs sind die Santorin-Gruppe (Thera), Milos, Kimolos, Polinos und Nisyros; Zypern ist zu nennen als Hauptvertreter der durch langsame Hebung in der Tertiärzeit entstandenen Eilande; Karpathos, Rhodos und Kreta sind Kreideinseln. Dagegen standen einst im Zusammenhang mit dem festländischen Urgebirge als südliche Gruppe: Lesbos, Chios, Samos, als nördliche: Thasos, Samothrake, Imbros, Lemnos, Tenedos, dazu die Chersonesos (Halbinsel Gallipoli). Mit den sechs letzteren wollen wir uns nun nach gewonnenem allgemeinen Überblick zunächst eingehender beschäftigen, weil sie im Bereiche der Kriegshandlungen unserer Zeit liegen.

Über die politische Einteilung dieser Wasserwelt ist noch kurz zu bemerken, daß für die Vereinbarung von 1913 die folgenden Grenzlinien gelten, ausgehend von einem ideellen Punkte im Meere etwa 15 km südöstlich Kap Grimia (Paxi): für Bulgarien Richtung Maritza- und Mestamündung; zwischen Griechenland und Türkei: Linie zwischen Imbros, Lemnos, Lesbos, Chios, Samos—anatolische Küste, weiter zwischen Nikaria—Patmos, Amorgos—Kalymnos, Astropalia—Anaphi und Kreta—Kasos. Außerdem hat von den hiernach der Türkei zufallenden Inseln Italien „vorläufig“ besetzt die „Dodeka-Nesos“, d. i. das Zwölfinselgebiet von Rhodos, Karpathos, Kasos und die neun nordwestlich von diesen gelegenen Hauptinseln mit ihren Trabanten.

19. **Thasos.** Geschieden vom flachen thrakischen Küstenlande durch eine nur 30 m tiefe und 5 km breite, von Sandbänken und dem kleinen Thasopaloeiland eingegengte Meerstraße, hebt sich Thasos in fast kreisrunder Form mit 22 km Durchmesser als Glimmerschiefer- und Marmorgebirge bis 1040 m aus der Flut.

Nadelhölzer bedecken noch reichlich die Gipfel, Eichen, Lorbeer, Platanen die Hänge, Oliven und Zypressen die Täler. Der Boden ist äußerst fruchtbar, neben dem Marmor liefern die Berge Gold- und Eisenerze. Im Altertum ernährte die Insel 100 000 Einwohner, von deren Reichtum und Wohlleben Herodot berichtet. An der Nordküste lag auf weiter Ebene die alte Hauptstadt Pyrgos, heute in Schlamm und Wildnis versunken; ein mächtiges Viereck von Mauertrümmern läßt noch den Hafenaufbau erkennen. Schon vor Athen und Korinth war Thasos Großstadt, berühmt über alle Küsten des Mittelmeeres, deren Glanz bis in die Römische Kaiserzeit strahlte. Sultan Mohammed der Eroberer führte die Bevölkerung nach Stambul; lange blieb die Insel Zuflucht für Seeräuber; heute ist sie bewohnt von etwa 10 000 Griechen, die in zehn Dörfern siedeln, fernab vom Strande in Erinnerung der Zeit der Unsicherheit. In neuerer Zeit war Thasos Privatbesitz des Kedifs von Ägypten, fiel Anfang unsres Jahrhunderts an die Türkei zurück und 1913 an den Hellenenstaat. Die deutsche Firma und Mininggesellschaft Speidel betreibt Abbau und Schmelzung von Eisenerz beim Dorfe Hamidië (Kastro, Jeni-Hissar) an der Südwestküste.

Auf der Reede von Hamidië können auf Tiefe von 16 m und sandigem Grund die größten Schiffe nahe der eisernen Ladebrücke ankern, wo ein Boot der Mininggesellschaft (blaue Flagge mit weißem Anker) den Platz weist. Bei günstigem Wetter werden täglich bis 800 Tonnen Erz mit Leichtern verladen, für welche zwei Schleppdampfer verfügbar, deren einer wöchentlich zweimal Postverkehr mit Kavala unterhält. Die Reede ist offen gegen südliche und Südwestwinde, liegt aber bei Vorherrschen nördlicher Winde meist geschützt. Beim Kontorhaus kleiner Bootshafen. Die Mininggesellschaft besitzt eine vortreffliche, aus dem Innern geführte Wasserleitung.

Die Botosbucht nahe südöstlich hat gleichfalls Ankergrund auf 13 m dicht beim Ufer und bietet den bei Hamidië gefährdeten Schiffen Schutz gegen Südwind. Ihr gegenüber liegt 7 km südöstlich vom Lande die kleine, steile Marmorinsel Panagia, nur bewohnt von Kaninchen, Mardern und Fischottern, berühmt wegen des Hummerfanges in ihren Steinklüften.

12 km von Hamidië an der Westküste besitzt die Deutsche Gesellschaft einen zweiten Ladeplatz für Erzverschiffung, benannt nach dem 2½ km landeinwärts gelegenen Dorfe Sotiros, dessen Erzgruben durch Schienengeleise mit der Landungsbrücke verbunden sind. Zwei Kabellängen von ihr ankern die Schiffe auf 12 m Wasser mit Schutz gegen Ost- und Südwinde.

An der Nordküste, dicht westlich der antiken Pyrgos, bietet die Panagia-Reede, benannt nach dem nahen, gleichnamigen Dorf, guter Ankerplatz auf 17 m Wasser. Bei dem 5 km östlich gelegenen Dorfe Osmanië an der Nordostspitze der Insel führt das Telegraphenkabel, an welches auch Sotiros und Hamidië angeschlossen sind, zum Kalamutihafen auf dem Festlande.

Die Ost- und Südostküste von Thasos sind völlig unnahbar.

20. **Samathraki** (türk. Semendirek, ant. Dardania), 50 km von Thrakiens Küste, oval geformt mit Durchmesser von 22 und 14 km, steigt im Fengariberge bis zu 1500 m aus dem Meere und beherrscht mit diesem Gipfel, dem homerischen Göttersitz des Poseidon, die Inseln des Archipelagos mit Ausnahme der höchsten Erhebungen von Euböa und Kreta. Kennzeichnend und bestimmend für seine Geschichte ist die Abgeschiedenheit vom Weltverkehr. Trotz günstiger Lage nahe

den durchs Dardanellentor führenden Völkerstraßen steht Samothrake im Banne der Einsamkeit „wie Klosterfrieden im treibenden Leben einer Großstadt“. Die Insel hat keinen Naturhafen, und auch keinerlei Zuflucht bietet die spröde Küste gegen die heftigen, im thrakischen Meere schnell wechselnden Stürme. In der Winterhälfte des Jahres sind die Gestade fast dauernd unzugänglich, jedes kleine Fahrzeug wird hoch auf den felsigen Strand gezogen.

In seiner Stille züchtete das Eiland starke, schöne Menschen, und diese entwickelten, phantasiebegabt und ungestört, schon in der Urzeit ihren eigenartigen Glauben mit jenen wundersamen religiösen Gebräuchen, die als die „Mysterien von Samothrake“ in der ganzen umwohnenden Griechenwelt hohes Ansehen erwarben. Das Walten der Naturkräfte wurde hier verehrt, reinere und edlere Ziele der Anbetung als die vermenschlichten Personen der hellenischen Gottheiten; und diese Überlieferung der ältesten indogermanischen (pelasgischen?) Religionsauffassungen bildete eine Ergänzung für die Flachheit der späteren Formen und übte ihre Macht grade auf tief angelegte Gemüter bis hinein in die Zeit des völligen Verfalls des antiken Götterglaubens. So entwickelte sich in der Mysterienweihe aus dem Schutz der Gefahren zur See die allgemeine Bürgschaft für das Gelingen größerer Unternehmungen, ja sogar ein Asylrecht, das dem Heiligtum auf Samothrake zuerkannt und von Fürsten und Königen benutzt worden ist. Unter makedonischer Herrschaft erstand auf der einsamen Insel ein kleiner Kirchenstaat, mit einem „Basileus“ an seiner Spitze und zahlreichen Priestern, welche mit dem Altertümlichen klug das Geheimnisvolle des Kultus zu wahren verstanden und damit die Anziehungskraft für Pilgerscharen von weit und breit erhielten, ja vornehmstes Publikum aus der Welthauptstadt Rom herbeirief. Noch Kaiser Hadrian hat sich der samothrakischen Weihe unterzogen.

Von den Heiligtümern sind ein Teil der Bauten und vor allem inschriftliche Überlieferungen in Stein durch die österreichischen Ausgrabungen vom Jahre 1873 uns aufgedeckt worden (veröffentlicht vom Leiter der Arbeiten A. Conze, Wien 1875, und O. Benndorf, „Allgemeine Zeitung“ 1876). Die „Paläopolis“ von Samothrake lag demnach an der Nordküste in einer zum Strande sich senkenden Talmulde, umschlossen von einer 2 km langen Zyklopenmauer; die Tempelruinen stehen westlich, außerhalb der Mauern.

Die heutige Bevölkerung besteht aus etwa 4500 Griechen von einfacher Lebensweise und streng kirchlich gerichteter Sinnesart; mit der Außenwelt stehen sie nur durch kleine Segelboote in Verbindung, die im Sommer einigen Verkehr mit Dedeagatsch, Imbros und Thasos vermitteln, auch etwas Korn ein- und Öl, Honig und Wachs ausführen. An hohen Festtagen erhalten sie Besuch ihres Erzbischofs aus dem gegenüber auf dem Festlande gelegenen Maronia, zu dessen Diözese auch Imbros und Thasos gehören. Die einzige größere Siedlung heißt Chora („das Dorf“) mit 2000 Seelen, 4 km östlich von Kap Akrotiri am Westende, zu dessen Füßen die Kamariotisbucht, dem besten Anlegeplatz bei günstigen Nord- und Ostwinden. An der Nordküste ist die Landung schwierig wegen schlechten Ankergrundes, veränderlicher Strömungen und plötzlich einfallender Böen. Auf einem Felsen über Chora erheben sich die Trümmer einer Burg, einst Sitz des im Mittelalter mächtigen Geschlechts der Gateluzzi.

Die sonstige Küste ist unnahbar und gefährlich wegen zahlreicher Klippen, darunter am berüchtigsten der Surafa-Kaia, 11 km östlich von der Nordost-

ecke, dem Kap Skepasto, 30 m lang, dicht unter der Wasserlinie gelagert, wo schon bei mäßigem Seegang eine weit hinaus sichtbare Brandung steht.

21. **Imbros**, vorgelagert der Chersonesos, 20 km entfernt vom Eingang zur Dardanellenstraße, hat ähnlichen Grundriß und Größe wie Samothrake, aber sanftere, gerundete Bergformen und zugänglichere Küsten. Die ersteren bestehen aus rundlichen, bewaldeten Kuppen, zwischen denen fruchtbare Täler sich lagern; der höchste Berg trägt den häufigen Namen Hagios Elias (597 m). Neben Wein und Öl wird auch Baumwolle erzeugt und Bleierz gewonnen. Hasen und Feldhühner bevölkern die Buschhänge. Die 4500 Einwohner sind meist Griechen; der Hauptort Kastro (Magasia) liegt bei der Mündung eines Fließchens an der Nordostecke auf einer diese Urgebirgseilande häufig kennzeichnenden vorspringenden Felsalbinsel, überragt von mittelalterlichen Festungsmauern, die Häuser durchsetzt von reichlichen Resten der Vorzeit. Die größte Fläche des Kulturbodens jedoch breitet sich an der entgegengesetzten Südwestseite, wo die Mehrzahl der Bevölkerung in sechs Dörfern siedelt.

Das Südostende der Insel läuft aus in einen 5 km langen und 2 km breiten Felshaken, das Kap Kefalo, das in seiner mit der Ostküste gebildeten Bucht Ankerplatz auf 18—30 m Wasser und Schutz gegen alle Winde gewährt, außer die „etesischen“ (Nord- und Nordostwind, türk. „Meltem“); an der Spitze kleines Leuchtfeuer auf einem Holzmast. Ein zweiter Ankerplatz liegt an der Südküste unter Kap Aliki, 5 $\frac{1}{2}$ km südwestlich von Kap Kefalo; 1909 lagen hier drei englische Kriegsschiffe auf 18 m Wasser; ein dritter 11 km westlich bei Kap Niger (oder Sykia). Weiterhin ist jede Annäherung gefährlich wegen seichter Bänke, Strandriffen und blinder Klippen bis zur Westspitze, Kap Avlaka, an dessen Südostseite ein leidlicher, aber vor West- und Südwinden (türk. „Imbat“) ungedeckter Ankerplatz sich befindet.

Regelmäßigen Festlandverkehr hat auch Imbros nicht; ein englischer Dampfer lief im Frieden die Insel gelegentlich an.

22. **Lemnos** (türk. Stalimeni), die größte der thrakischen Inseln, mit 27 km ost-westlichem und 22 km nord-südlichem Durchmesser, halbwegs Athos-Tenedos die Mitte des Ägäischen Meeres einnehmend, trägt dieselben archolithischen runden Bergformen wie Imbros. Sie ist etwa im Mittel von zwei großen Buchten, der nördlichen Purnia- und südlichen Mudrosbucht, nahezu durchschnitten; der Landstreifen zwischen beiden beträgt nur 4 $\frac{1}{2}$ km. Die höchsten Berge erreichen im Skopia am Nordwestende 430, in der Südwestecke im Therma 344, an der Südküste im Phakos-Gipfel 337 m. Die Insel bringt hervor Korn, Oliven, Wein, Obst und Baumwolle, daneben besteht einträgliche Schafzucht und Schwammfischerei; ausgeführt werden Wein und Getreide. Die Bevölkerung besteht aus 27 000 Griechen und wenigen Türken. Regelmäßiger Dampferverkehr besteht mit Salonik, Smyrna und Stambul.

Eine geologische Merkwürdigkeit von Lemnos ist seine „Siegelerde“, eine Tonart, welche schon von Griechen und Römern für heilkräftig gehalten wurde. Ihre Gewinnung war deshalb mit religiösen Förmlichkeiten verbunden, die sich noch heute fortsetzen. „Lemnia sphragis“ hieß das Arzneimittel im Altertum wegen des den einzelnen in den Handel gebrachten Stücken aufgedruckten Stempels. Ihnen wurde eine ähnliche Kraft gegen Schlangenbisse beigelegt wie dem Tone vom Kap Kolias in Attika; Trinkgefäße aus lemnischer Erde sollten sogar Gift, aus ihnen getrunken, un-

schädlich machen. Bei den Kämpfen um Lemnos zwischen Türken und Venezianern (1656/57) wird der Bedeutung des Siegeltones besondere Erwähnung getan, und noch im späten Mittelalter wird „terra sigillata“ in den Apotheken des Abendlandes verkauft. Die Hauptfundstelle liegt südlich Kotschinos, am innersten Teile der Purniabucht, wo alljährlich am 6. August unter Gebeten und Segnungen eines türkischen Hodscha und eines griechischen Papas eine besondere Grabung stattfindet (A. Conze, „Reise auf den Inseln des thrakischen Meeres“. Hannover 1860).

Besondere Bedeutung hat Lemnos wegen seiner Häfen, Anker- und Landungsplätze, deren Zahl und Güte von keiner Insel in der Nordhälfte des Archipels erreicht wird. Wir beginnen mit Porto Kordia im Südwesten, von der Mudrosbucht durch eine Landenge getrennt, welche die Halbinsel Phakos mit dem Lande verbindet. Sie schneidet 1800 m ins Land und bietet bei schmalere Einfahrt auf 13 bis 18 m Wasser fast allseitig geschützten Ankergrund. Das gleichnamige Dorf liegt im innern Winkel nahe der Küste. Die Halbinsel selbst ist mit Klippen besetzt und unnahbar. 13 km westlich endet Lemnos im Kap Stavros, mit der vorgelagerten Tigani-felsinsel, und dicht nördlich Porto Plati, kreisrund, mit 450 m breiter Einfahrt und Ankergrund auf 6 bis 16 m Wasser. Dann folgt an der 20 km grade nordwärts streichenden, von hohen Bergen besäumten Westküste die Bucht von Kastron, der alten, noch heute vom Meere her stattlich sich darbietenden Hauptstadt von Lemnos mit 3000 Einwohnern und 125 m emporragender Festung, deren blendend weiße Mauern dem Schiffer eine treffliche Landmarke bieten. In der Nordostecke der Bucht ist ein von Molen umschlossener Hafen, der für die kleinen Fahrzeuge des Altertums genügte, den größeren der Neuzeit aber nur sandigen, schlecht haltenden Ankergrund bietet, so daß sie bei Westwind sofort in See gehen. Am Ausgange der Bucht ein Leuchtfeuer auf weißer Säule. Telegraphenkabel von hier nach Salonik und Tenedos.

Von Kastron bis zur Nordwestecke, dem Kap Murzupalos, und von hier am Nordrande bis zum Kap Pharaklos wechseln steile Küstenhänge mit sandigen Buchten, welche letztere wohl Ankergelegenheit, aber keine nutzbaren Verbindungen ins Innere bieten. Dann folgt zwischen den Kaps Pharaklos und Soteri die 11 km breite und 9 km tiefe Purniabucht (auf engl. Seekarte Purnea Bay) mit Porto Purnia am Süden. Sie bietet viele Ankerplätze auf 15—30 m Wasser, aber fast nirgends Schutz gegen Nordwinde. Die Westspitze von Kap Soteri läuft in einen antiken Molos aus, der wahrscheinlich den Hafen von Naxia bildete, einer Siedlung an der Küste, 2 $\frac{1}{2}$ km östlich. Porto Purnia, 2 km breit und 1500 m einschneidend, hat etwa 800 m breite, zum Ankern geeignete Wasserfläche, aber nördlichen Windschatten auch nur hinter einer am Ostend der Einfahrt vorspringenden kleinen Bank auf 4 m Wasser.

Kap Plaka, die Nordostspitze von Lemnos, ein hohes, senkrecht abstürzendes Vorgebirge, trägt ein Leuchtfeuer auf 22 m hohem weißem Steinturme. Von hier südwärts der Ostküste folgend, finden wir ähnliche Verhältnisse wie am Westrand und nach 13 km die flache, salzige Küstenlagune von Megali Aliki, durch eine Nehrung vom Meere getrennt, die ein Kanal mit Brücke durchschneidet. Der nächste Ankerplatz liegt erst südlich der von Plaka 15 km entfernten gefährlichen Charosriffe, wo zwischen diesem und dem nach wiederum 15 km folgenden Kap Irini, der Südostspitze von Lemnos, drei durch Felsnasen ge-

trennte Buchten Ankerplatz und Zuflucht gegen westliche Stürme, aber keine Landverbindung gewähren.

Hinter Kap Irini beginnt an der Südküste die Einfahrt in die große Bucht von Mudros, deren innerer Teil vom berühmten Porto Antonio gebildet wird, dem besten Hafen der Ägäis, als Flottenstützpunkt und strategische Basis für den Angriff auf die Dardanellen auserkoren und auch nach dem Scheitern dieses Angriffs ebenso völkerrechtswidrig wie wohlweiblich festgehalten als hochwertvolles Faustpfand für die Friedensverhandlungen!

Die Einfahrt wird östlich geschlossen durch Kap Valanidi, westlich durch die kleine, felsige, 55 m hohe Kombi-Insel. Der äußere Teil der hier 5 km breiten Bucht ist fast gänzlich frei von Untiefen und bietet besten „Sommerankerplatz“ auf 25–45 m Wasser mit Schlickgrund für jede Zahl größter Schiffe. Obgleich nach Südosten offen, wird sie wegen der herrschenden Windrichtungen auch für den Winter als „sicher“ bezeichnet. Nur die Ostseite, die „südlich von Kap Malathria ungenau vermessen ist und viele Klippen hat, ist zu meiden“ (Mittelmeer-Hdb. V., S. 163). Das Eingangstor zum Hafen von Mudros liegt zwischen den 2 $\frac{1}{2}$ km voneinander entfernten Bergnasen Buda und Vrulidi; ins Innere führten drei Fahrwasser: der „Ostpaß“ als der tiefste, 400 m breit und 22 m tief, der „Mittelpaß“, ebenso breit, aber 11 m tief, und der „Westpaß“, nur 7 m tief und 270 m breit, für deren jeden das Mittelmeerhandbuch genaue Leitmarken und Einsteuerungsregeln gibt, ebenso wie für die große Ankerfläche im Inneren, die 7–18 m Tiefe hat und zwischen Kap Meganoros, Kap Pavlos und Insel Alago begrenzt ist. Des weiteren sind im M.-Hdb. alle Klippen, Untiefen und die kleinen Inseln genau beschrieben, deren jede einzelne in dem wichtigen Hafen Bedeutung hat. Zwei Leuchttfeuer weisen nachts die Einfahrt, das eine auf der oben genannten Kombi-Insel auf hohem weißem Turme, das andre gegenüber auf dem Vorsprung von Sangrada auf weißer Säule. An Ortschaften in der Runde des Hafens sind zu nennen: Portianos, Hypsoparagos, diese an fünf Windmühlen kenntlich, die das Dorf umstehen, Talikna mit weitleuchtender, weißer Kuppel seiner Kirche, und endlich in der Südostecke Mudros mit Landungsbrücke und Telegraphenamt. Wasserbedarf wird aus dem dauernd reichlich fließenden Gebirgsbach entnommen, der in der Nordostecke bei Kap Malathria mündet.

Zum Schluß sei noch auf den großen Vorzug des Mudros Hafens hingewiesen, daß eine in ihm geborgene Flotte gegen Sicht völlig gedeckt liegt und vom Meere durch direktes Feuer niemals beschossen werden kann!

23. **Tenedos** (türk. Bosdja Ada = graue Insel), 3 km von der anatolischen Küste, 22 km vom Dardanellentor, kennzeichnet sich durch seinen vulkanischen Doppelgipfel, den 190 m hohen „Heiligen Elias“ und den 117 m hohen Sanaberg mit einem Kloster auf seinem Gipfel, hat 4200 Einwohner, zwei Drittel Griechen, ein Drittel Türken, erzeugt Korn, Baumwolle, Öl, Wein, trägt auf der Westspitze einen weißen, steinernen Leuchtturm, der als Ansteuerungsmarke für die Dardanellen dient. Die Insel hat die Form eines rechtwinkligen Dreiecks mit 10 km langer Grundlinie, die östliche Kathete dem Festland parallel; in der Spitze liegt Stadt Tenedos mit 4000 Einwohnern und altem Kastell. Der Ankerplatz auf der Reede vor der Stadt (16 m Wasser) bietet keinen Schutz gegen Nord- und Nordostwinde; durch einen

vom Kastell aus vorspringenden Molos wird ein flacher Hafen für kleine Fahrzeuge gebildet. Die Westspitze bildet Kap Marmara, neben ihm Anker- und Landungsplatz. Bedeutungsvoll ist der Hafen von Tenedos als Sammelpunkt für vier Telegraphen-Kabel nach Lemnos, Chios, Tchanak a. Dardanellen und Beshik-Liman gegenüber auf dem Festland.

24. **Die Tenedosdurchfahrt** zwischen Insel und kleinasiatischem Festland gehört durchaus noch in den Bereich unserer Betrachtung, als eine wichtige Rolle spielend für die Nautik des Archipelagos. 5 km breit, mit Wassertiefen von 15–30 m, kann sie von Schiffen jeden Tiefganges benutzt werden. Auch erlaubt die Einbuchtung nördlich Kap Eski Stambul (Alexandria Troas) den gegen Nordwind ankrenzenden Schiffen weit unter Land zu gehen und starken Seegang zu meiden. Am Nordende der Durchfahrt freilich wird das Fahrwasser durch die Gök-je-Riffe, die Ozeanklippe und die Gaideronisi-Insel (Leuchttfeuer) eingengt; dazu kommt, als Fortsetzung der aus dem Pontus durch Bosporus, Propontis und Dardanellen hindurchsetzenden starken Flut, eine konstante nord-südliche Strömung von 2–4 km Stundenschnelle; und als drittes Hindernis treten hinzu die den größten Teil des Jahres, besonders von März bis September, vorherrschenden Nord- und Ostwinde, türkisch „Meltem“ genannt. Dies hat zur Folge, daß grade in der sommerlichen, der Schifffahrt sonst günstigen Zeit oft Hunderte von Fahrzeugen in der Tenedosstraße wochenlang vor Anker liegen und auf den „Imbat“ warten (West- und Südwinde), um in den Dardanellen „zu Berg“ gehen zu können. Guter Ankergrund ist hier fast überall längs der Festlandküste vorhanden.

Die Einfassung der Durchfahrt nach der Meeresseite in Richtung der Dardanellenstraße wird fortgesetzt durch die 9 km nördlich Tenedos anschließende Gruppe der „Kanincheninseln“ (taushan-adalar; die türkische Sprache hat kein besonderes Wort für den Vetter des Hasen und nennt ihn bezeichnenderweise „Inselhase“). Sie besteht aus vier kleinen, von flachen Felsbänken umrahmten, unbesiedelten Eilanden, die am Südrand des größten nördlichen (Mavronisi) auch Ankergrund bietet.

Gegenüber der Lücke zwischen Tenedos und Taushan-adalar liegt Beshik-Liman. Der Name bedeutet „Hafen (Reede) am Wiegenberg“, ist hergeleitet von dem großen „Beschiktepe“ geheißenen, 43 m über dem Meere ragenden, etwa 1 km vom Strande entfernten „Tumulus“ am Nordende der Bucht und ist in Anatolien häufig für Bergkuppen mit scharf gewölbtem Profil. Die Griechen, welche kein „sch“ aussprechen können, sagen „Besik“, und so entstand die geographisch bekanntere Bezeichnung „Besikabay“, welche in der neueren türkischen Geschichte feindlichen Flotten wiederholt als Beobachtungsposten gegen die Dardanellen diente. Guter Ankerplatz auf 20 m Wasser liegt hier etwa 1 km vom Ufer. Landeinwärts wird der vom Dardanelleneingang bei Kum-Kale (Sandschloß) der Küste südlich folgende Höhenzug hier durch ein 2500 m breites Tal unterbrochen, dessen Mittellinie genau auf den Burghügel von Hissarlik, d. i. Ilion-Troja führt, und im Rahmen der neuesten Erforschung des in der Ilias geschilderten Schlachtfeldes spielt deshalb dieser Landungsplatz eine Hauptrolle. Denn hier muß das „Schiffslager der Achäer“ angenommen werden, entgegen der früheren, „nur durch ihr Alter ehrwürdigen“ Meinung, welche es in das Mündungsdelta des Skamandros verlegt. Der Hauptirrtum beruhte hierbei in der Eingangs dieses Aufsatzes erwähnten Beschränkung des „Hellespontos“ auf die Dardanellen, wie solche, ent-

standen im Mittelalter, noch die Gelehrsamkeit der Neuzeit im Banne hielt. Vom Augenblick an, da wir uns von diesem Zwange lösen, lehrt ein Blick auf die Karte die strategischen, taktischen, technischen Vorzüge der Angriffsbasis des Beschik-liman, der schon im Altertum „Kratēres Achaiōn“ (Achäerkessel oder -bucht) hieß. Im Rücken lag hier die Heimat und die Insel Tenedos, welche im Sagenkreis des Trojanischen Krieges mit dem Lemnos der Engländer von 1915 entfernt verglichen werden kann. Ein Lager an der Skamandermündung war dauernd schwer bedroht, sowohl im Rücken, wie in der linken Flanke von den mit Ilios verbündeten Thrakern. Die meisten einzelnen Kampfhandlungen ferner lassen sich nicht mit einem Skamandros in Einklang bringen, der dem Angriff gleichläuft; bei Querrichtung des Flusses dagegen können die taktischen Vorgänge oft bis ins kleinste verfolgt werden, wie solche Homer, neben kühnstem Schwunge der Phantasie, stets mit Liebe, Sorgfalt und topographischem Scharfblick der Örtlichkeit anpaßt. Eine genauere Behandlung dieser Frage findet sich in meinem Aufsatz „Die Dardanellen im Weltkrieg“ (Zeitschrift der Ges. für Erdkunde 1916 Nr. 4).

25. Zum Abschluß der Betrachtung des Thrakischen Meeres erübrigt noch ein Blick auf seine nördliche Küste östlich des Golfs von Kavala, wo wir diese im vorigen Aufsatz verließen. Die 5 km breite Thasosstraße zwischen Insel und der flachen, bis an den Fuß der Berge gut bewaldeten und wildreichen Mündungsebene der Mesta (türk. Karasu, ant. Nestus) wurde schon oben (s. 19) erwähnt. In ihr höhlt sich östlich des Kojunvorgebirges die Bucht von Kalamuti (türk. Keremidli) mit dem besten und sichersten Ankerplatz an der ganzen Küste zwischen Salonik und Dardanellen auf 13–16 m Wasser, auch vorzuziehen denjenigen bei Panagia auf Thasos (s. 19); nur sanfte südwestliche Winde haben Zutritt, auch diese selten vorkommend; an der Landungsbrücke des Dorfes Kalamuti sind noch 6 m Wasser, so daß die hier ziemlich rege Kornausfuhr direkt geladen werden kann. Die Küstenebene der Mestaniederung streckt sich von der Mündung des Hauptarmes bei Sarischaban-Burun noch 15 km weit nordöstlich bis Kap Balustra mit den benachbarten Ruinen von Abdera; das Land ist sumpfig, die einzelnen Ausflüsse durch Sandbänke gesperrt und für keinerlei Fahrzeug zugänglich. Dahinter folgt in derselben Richtung Karaagatchliman, eine flache Bucht mit 22 km Küstenlinie, in Nordosten sich fortsetzend in der weitere 15 km ins Land schneidenden Lagune des Kuru-göl (türk. trockner See, ant. Bistonis lacus), an dessen Nordspitze die Bahnlinie Salonik–Sambul auf 1500 m vorbeiläuft. An dem Verbindungspriel liegt Porto Lagos (ant. Dicäa), kleiner Ort mit Telegraphenamts, Landstraßen nach den Eisenbahnstationen von Gümüldjina und Xanthi, Anlegestelle des Österr. Lloyd, schlechtem Trinkwasser, Maisausfuhr; 6 km südlich auf der Halbinsel Fener-burun Leuchtfeuer, an deren Westrand Ankerplatz auf 13 m Wasser bei ablandigen Winden.

Nach O.S.O. läuft sodann die weiter flache Küste 50 km über sandige Hügel bis Kap Makri, nur unterbrochen beim 30. km durch den 662 m hohen Berg von Maronia (türk. Frenk-bunar, Frankenquelle), zu dessen Fuß das große Dorf gleichen Namens mit guter Landstraße nach Station Gümüldjina (32 km). Von Kap Makri liegt 12 km entfernt als Hauptort der

ganzen thrakischen Südküste Dedeagatsch (s. Aufsatz I Nr. 12) mit doppelter Bahnverbindung ins Hinterland, aber schlechter Reede und Landungsverhältnissen, die umfangreiche und kostspielige Hafengebauten erfordern. Auch im Altertum lag hier keine Siedlung von Bedeutung, und lediglich Rücksichten des Eisenbahnbaues waren maßgebend für die Wahl dieser einzigen Küstenstation zwischen Goldnem Horn und Wardar, mit der Umgehung des Südostausläufers der Rhodope, des Schabchane-Dag, mußte die Linie die Küste hier notwendigerweise berühren. Die Finanzierung der Bahn und die politischen Schwankungen, denen diese Küste im letzten Jahrzehnt unterworfen war, haben den relativ einfachen und billigen Ausbau und Wardar; mit der Umgehung des Südostausläufers zu den andern günstigeren Hafenplätzen, vor allem nach Kavala, verhindert.

20 km S.S.O. von Dedeagatsch liegt an der Mündung der Maritza (ant. Hebros) und überragt von seiner Genuesischen Festung Enos; die Stadt (2000 Einwohner) ist uralt und hat seit Homers Zeiten ihren Namen bewahrt, der schon in der Ilias, wie oben erwähnt, genannt wird. Sie hat Telegraph nach Adrianopel und Gallipoli, sowie Wasserbindung mit dem 120 km entfernten Adrianopel auf dem Strom, der das ganze Jahr für flache Boote und von Oktober bis Januar meist auch für größere Barken schiffbar, gegen das Meer aber durch Bänke fast gänzlich gesperrt ist; dessen auf den letzten 5 km zur Lagune des Boriliman erweiterte Mündung ist am Ausfluß 150 m breit, hat hier aber kaum 1 m Tiefe. Hier wie an den meisten Flußmündungen der Levante sind die in den Seekarten angegebenen Zahlen durch neuere Anschwemmung schon wieder verringert. Der Ankerplatz von Enos liegt $4\frac{1}{2}$ km vom Lande auf 30 m Wasser ungeschützt gegen Südstürme, die durch das untrügliche Warnungszeichen einer Wolkenkappe auf dem Gipfel der Samothrake angekündigt werden.

An seinem Ostende schneidet das Meer der Helle mit dem Golf von Xeros (ant. Melas) 60 km weit spitz ins Land. Die Einfahrtsbreite zwischen den Kaps Grimia oder Paxi (15 km von Enos) und Suvla (auf Gallipoli) beträgt die Hälfte der Länge, die Küsten sind steil und meist unzugänglich, das Wasser frei von Mittelriffen und -bänken. Auf der Mitte der Nordseite bietet die kleine Bucht von Ivridji einen leidlich geschützten Ladeplatz mit tiefem (?) Wasser bis dicht unter Land, der im Hinblick auf noch wenig erforschte Kohlenminen im nahen Hinterland eine Zukunft hat; eine kleine Bahn zur Küste soll schon geplant sein. Vom Ostrand 7, von der Nordküste 3 km liegen die drei kleinen Xerosinseln, unbewohnt, mit Klosterruinen und einem ziemlich windstillen, guten Ankerplatz in der Mitte der Gruppe für größte Schiffe auf 18–25 m Wasser. Im äußersten Winkel des Golfs ist seine Küste flach, als Mündungsgebiet des Flusses von Kavak (türk. Pappelort), benannt nach dem $4\frac{1}{2}$ km oberhalb der Mündung an der wichtigen Kunststraße gelegenen Dorfe, welche über Keshan die Halbinsel von Gallipoli (Chersonesos) mit der 80 km entfernten Eisenbahnstation Usun-Köprü (türk. lange Brücke) verbindet.

Die weltgeschichtlich bedeutungsvollen Meerengen und Meeresteile zwischen dem „Weißen“ und „Schwarzen Meer“ (türk. Ak und Kara Denis) wollen wir im nächsten Aufsatz betrachten.

Die Letten und Esten als Bauern.

Von M. L. Valentin, München.

Unter „Bauern“ seien hier alle Landbewohner verstanden, welche sich mit dem Ackerbau beschäftigen; und in diesem Sinne lassen sich die beiden Kleinvölker, von denen wir hier erzählen wollen, sehr wohl unter einem einheitlichen Gesichtspunkt zusammenfassen, obgleich sie weder stammverwandt sind, noch das gleiche Gebiet bewohnen. Die dem finnisch-mongolischen Stamme angehörigen Esten bilden nämlich die Landbevölkerung in Estland und der nördlichen Hälfte Livlands. Die Letten nehmen die südliche Hälfte Livlands und Kurland ein und sind den Litauern ebenso nahe verwandt wie die Esten den Finnen. Da jedoch der Gang der Geschichte beider, den Letten wie den Esten, das gleiche Schicksal bereitet hat, nämlich vor ungefähr 700 Jahren unter die Botmäßigkeit eines weit nach Nordosten vorgedrungenen Zweiges der deutschen Rasse zu gelangen, und seitdem bis zum heutigen Tage das Objekt der Kulturarbeit dieser „deutschen Balten“ zu sein, so haben sie eine vollkommen gleichartige Kulturentwicklung durchgemacht und leben heute noch unter den gleichen natürlichen, wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen.

Bei einem Vergleich der Letten mit den Esten scheint es, daß die ersteren diesen hinsichtlich Bildung und Wohlhabenheit um ein Geringes vorausgeeilt sind, was aber wohl weniger auf eine geistige Überlegenheit, als vielmehr auf den zufälligen Umstand zurückzuführen sein dürfte, daß die Letten die Umgebung der großen See- und Handelsstadt Riga bewohnen, während den Esten ein Kulturzentrum von annähernd gleicher Größe und Wirksamkeit gefehlt hat. Auch hinsichtlich des Volkscharakters hat man häufig Vergleiche zwischen beiden angestellt, deren Resultat jedoch ganz unsicher und fragwürdig, ja man könnte sagen: mehr eine Gefühlssache sind. So will man meist den Esten größere Genügsamkeit und Arbeitsamkeit, aber auch zähere Hartnäckigkeit im Widerstande gegen den deutschen Kultureinfluß, den Letten größere geistige Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit zuerkennen. Wahr ist jedenfalls, daß in früheren Jahrhunderten die Esten durch erbitterte und blutige Aufstände den deutschen Eroberern viel mehr zu schaffen gemacht haben als die Letten. Heutzutage jedoch, wo die inzwischen erfolgte Blutmischung untereinander und mit Nachbarvölkern, und wo die gleichen Lebensbedingungen jahrhundertlang ihren nivellierenden Einfluß geübt haben, treten solche Charakterunterschiede jedenfalls nicht mehr deutlich und greifbar in die Erscheinung.

Die Letten und Esten sind nun heute noch in ihrer überwiegenden Masse ein echtes und rechtes Bauernvolk. Der Ackerbau ist ganz vorwiegend der Beruf, dem sie sich während der langen kulturellen Erziehung angepaßt haben, durch welche sie unter der deutschen Herrschaft gegangen sind; er ist der Beruf, in dem sie sich so tüchtig erweisen, daß wir ihnen unsere Anerkennung nicht versagen können und in dem sie einen so rapiden wirtschaftlichen Aufschwung genommen haben, wie ihn auf diesem Gebiet vielleicht kein andres Volk aufweisen kann. Seit kaum einem halben Jahrhundert haben sie begonnen, ihre Pachthöfe zu freiem Eigentum zu erwerben, und heutzutage haben sie schon den größten Teil ihrer Kaufschuld abgetragen und überdies beträchtliche Barkapitalien angesammelt, wie die Menge lettischer und estnischer Unternehmungen, Erwerbsgesellschaften, Kreditanstalten und ihr stetig sich mehrender Grundbesitz besonders in den Städten beweist. Ihre oft stattlichen Bauernhöfe sind meist mit großen, praktisch angelegten Gebäuden neu be-

baut und die Ackerwirtschaft wird mit guten, modernen Geräten und selbst mit Maschinen betrieben.

Ein besonderer Lieblingszweig der bäuerlichen Wirtschaften in den Ostseeprovinzen ist die Vieh- und Pferdezucht. Auf den zahlreichen und großen Märkten, die nicht nur in den kleinen Landstädten, sondern auch auf manchen Gutshöfen an festen Terminen abgehalten werden, verdrängt die einfarbig rote Milchkuh des sog. „Angler“-Schlages in gut gehaltenen Exemplaren immer mehr das rasselose, kleine und kümmerliche Landvieh, welches früher hier vorherrschte; und ebenso ist der kleine Bauernklepper im Aussterben begriffen, seitdem vorwiegend größere, stattliche Rosse in der Hoffnung gezüchtet werden, sie für hohen Preis an die Remontekommissionen der Kavallerie verkaufen zu können.

Von Ackerfrüchten werden vorwiegend Roggen, Gerste, Hafer, Kartoffeln und Flachs angebaut, Weizen nur in ganz geringen Mengen, von Futterkräutern ausschließlich Klee. Besonders charakteristisch für die bäuerlichen Wirtschaften im Baltikum ist der Flachsbau, welcher zur Gewinnung sowohl der Fasern wie der Leinsaat betrieben wird. Dieser Zweig des Ackerbaues ist zum größten Segen für das ganze Land geworden. Denn der Flachs, welcher seit jeher einen Hauptexportartikel des Landes bildet, behauptete in den 60er und 70er Jahren einen außerordentlich hohen Preisstand, wie er ihn seitdem nicht wieder erreicht hat; und dieser Umstand hat viel dazu beigetragen, den Bauern, welche gerade in jener Zeit begannen, ihre Pachthöfe käuflich zu erwerben, über die erste schwere Zeit mit ihrem großen Geldbedarf hinwegzuhelfen. In vielen Gegenden Estlands gedeiht der Flachs nicht gut. Hier muß ihn, als Geldproduzenten, der Kartoffelbau ersetzen, dessen Produkte in die großen Spiritusbrennereien der Gutshöfe wandern.

Wenn ich den Letten und Esten als tüchtigen Ackerbauer charakterisiert habe, so verdient diese Tüchtigkeit um so mehr Anerkennung, als er sich in diesem Beruf weder besonders hoher Bodenqualitäten, noch der Gunst des Klimas erfreuen kann. Der Boden ist im großen und ganzen demjenigen des nordöstlichen Deutschland, insoweit dieser „nicht rübenfähig“ ist, annähernd gleichwertig. In klimatischer Hinsicht weist jedoch das Baltenland infolge seiner nördlichen Lage Besonderheiten auf, die auch der dortigen Landwirtschaft ein charakteristisches Gepräge verleihen. In dieser Hinsicht ist im Vergleich zu Mitteleuropa besonders die Kürze des Sommers auffallend, welche nur durch die Länge der Tage in der warmen Jahreszeit wett gemacht wird. Der Bauer im Baltikum kultiviert dieselben Früchte, welche auch in Deutschland angebaut werden. Jedoch müssen sie in viel kürzerer Zeit reifen. Und wie die Feldfrucht, so muß auch der Bauer die Länge des Sommertages ausnützen, um sein Arbeitspensum erledigen zu können. Wo bliebe der lettische oder estnische Bauer mit seiner Ernte, wenn er erst um sechs Uhr früh seine Sense schultern würde, um sich gemächlich zum Mahen aufzumachen und um sechs Uhr abends bereits wieder „Schluß machen“ wollte. Nein, als Regel gilt dort, daß die Landarbeit im Sommer so lange dauert, wie die Sonne am Himmel steht. Diese hat jedoch dortzulande zur Zeit der längsten Tage im Juni die Angewohnheit, schon zwischen zwei und drei Uhr in der Frühe am Horizonte zu erscheinen und erst zwischen neun und zehn Uhr abends wieder zu verschwinden. Das ist die Zeit des „Heumachens“, die allerheißeste Arbeitszeit für den

Bauern, der also wochenlang täglich einer 18 bis 19stündigen Arbeit obliegt, welche (wenigstens bei den Esten) nur durch zwei Mahlzeiten von zusammen etwa 3stündiger Dauer unterbrochen wird. Wahrlich eine anerkennenswerte Leistung!

So lebt der Kleinbauer und einfache Landarbeiter ein hartes, arbeitsames Leben. Aber er ist es seit unvordenklichen Zeiten nicht anders gewohnt und klagt nicht über sein Los. Diesem Leben verdankt er aber auch seine zähe Gesundheit und die Genügsamkeit und Anspruchslosigkeit, die er in allen Dingen an den Tag legt. In der Nahrung spielen das grobe Schwarzbrot und der Hering, gesäuerte Milch, Gerstengrütze und Sauerkraut die größte Rolle, in der Kleidung der den größten Teil des Jahres getragene Schafspelz. Die Wohnung, an welcher der ungeheure ziegelsteinerne Ofen, der auch zum Brotbacken dient, der unentbehrlichste Teil ist, weist meist nur eine sehr schlichte Einrichtung auf. Jedoch fehlt heutzutage auch dem kleinsten und ärmlichsten Bauernhause nicht mehr der Schornstein, wie das in alten Zeiten häufig der Fall gewesen sein soll. Bei den größeren und wohlhabenderen Bauern jedoch gewinnt die Lebenshaltung mit zunehmendem

Wohlstande natürlich auch einen immer behäbigeren Anstrich. Sie pflegen nicht, oder doch nicht regelmäßig selbst auf dem Felde an der Arbeit teilzunehmen, welche ihnen Knechte und Mägde besorgen müssen, sie kleiden sich „städtisch“, sitzen auf Polstermöbeln und ersetzen bei ihren Ausfahrten den federlosen, rumpelnden „Leiterwagen“ des kleinen Mannes durch ein bequemerer und eleganteres Gefährt, das mitunter sogar zweispännig ist. Leider übt dieser zunehmende Wohlstand auch schlimme Nebenwirkungen aus. Man will nicht mehr „Bauer“ sein und neigt dazu, das unterhaltendere und leichtere Stadtleben dem harten Berufe des Ackerbauers vorzuziehen. Man gibt ferner den Kindern eine bessere Bildung, wodurch diese erst recht dem Stande der Eltern entfremdet werden. Und so natürlich dieser Entwicklungsgang auch ist, so wenig glücklich ist er für den ganzen Bauernstand, dem mehr als jedem andern das Festhalten, wie an der ererbten Scholle, so an den angestammten Anschauungen, das Selbstbewußtsein, welches tüchtige Arbeit und errungener Erfolg verleiht, m. e. W. der althergebrachte „Bauernstolz“ zu wünschen ist, wie man ihn beispielsweise noch in Oberbayern mitunter so schön ausgeprägt findet. —

Mitteilungen.

Gefangenen-Lektüre. Wir alle erwarten als Ergebnis dieses furchtbaren Krieges einen dauernden Frieden. Aber kann ein Friede dauernd sein, der sich nur auf die Furcht vor der militärischen Übermacht des Gegners gründet? Furcht gebiert Haß, und der Haß macht blind; wozu aber der blinde Völkerhaß führt, das haben unsere armen Landsleute in Paris und London, Mailand und Moskau schmerzlich genug erfahren müssen.

Alles das — ja vielleicht der ganze Krieg — wäre nicht möglich gewesen, wenn man uns im Auslande besser gekannt hätte. Im Auslande — das heißt nicht nur bei unseren jetzigen Feinden, sondern auch bei den sogenannten Neutralen, in deren Köpfen die Wahnvorstellungen vom „reaktionären Deutschland“ und dem verabscheuungswürdigen preußischen Militarismus erstaunlich fest sitzen.

Daß es damit nach dem Kriege anders werden muß — darüber sind wohl alle einig. Und es sind besonders in den ersten Kriegsmonaten, als die Hochflut der Lüge und Verleumdung von allen Seiten über uns hereinbrach, auch die verschiedensten Mittel und Wege vorgeschlagen worden. Es genügt, an des verstorbenen Karl Lamprecht großzügigen Plan eines „Amtes für auswärtige Kulturpolitik“ zu erinnern.

Nach Friedensschluß werden wir uns eingehender mit all diesen Fragen zu beschäftigen haben. Aber ob wir recht daran tun, so lange müßig zu warten? Soll dem Siege der deutschen Waffen ein ebensolcher Sieg der deutschen Kultur folgen, so muß er mit derselben Sorgfalt und Hingabe eingeleitet und vorbereitet werden. Gerade die lange Dauer dieses Krieges zwingt uns dazu. Wir haben nicht zu fragen, ob wir in dieser Beziehung etwas tun sollen, sondern, was schon jetzt getan werden kann.

Und da tut sich nun gleich ein weites Gebiet vor uns auf. Wir haben über eine Million Kriegsgefangene in Deutschland. Alle Gesellschaftsklassen und Bildungsgrade sind unter ihnen vertreten. Sollte es sich nun wirklich nicht ermöglichen lassen, daß diese Leute nach Friedensschluß mit anderen Vorstellungen von deutscher Art und deutscher Kultur in ihre Heimat zurückkehren, als jene, mit denen sie einst ins Feld zogen? Und wenn uns das auch nur bei einem Teil der Gefangenen gelänge, so bedeutete das für uns doch einen großen moralischen Sieg — eben in Anbetracht der so großen sozialen und kulturellen Verschiedenheit der Leute.

Wohlgermerkt: wir wollen hier keiner „Humanitätsduselei“ das Wort reden. Krieg ist Krieg, und Kriegsgesetze können nun einmal nicht anders als streng sein. Aber der Mensch fügt sich auch in die strengste Ordnung, sobald er sie nur erst als Ordnung, nicht als Willkür erkannt hat, und sofern sie gerecht gehandhabt wird. Und daß dieses in unsern Gefangenenlagern der Fall ist, steht wohl über allem Zweifel.

Es liegt aber in unserm Interesse, die Gefangenen auch noch andere Dinge kennen lernen zu lassen, als deutsche Ordnung und Disziplin. So kann etwa der Anschauungsunterricht — wenn dieser Ausdruck gestattet ist — den die in landwirtschaftlichen Betrieben beschäftigten Kriegsgefangenen genießen, gar nicht hoch genug bewertet werden!

Das wichtigste Mittel der Einwirkung auf die Leute dürfte

aber doch wohl die Lektüre sein. Gebt ihnen Bücher in die Hand, aus denen sie uns kennen lernen, wie wir wirklich sind, Bücher, die ihnen zeigen, wie töricht es ist, ein Volk vernichten zu wollen, von dem man noch so viel lernen kann.

Damit soll aber nicht etwa gesagt sein, wir sollten nun anfangen, die Gefangenenlager mit eigens zu diesem Zweck verfaßten Propagandaschriften zu überschwemmen, wie vor einem Jahr die neutralen Länder mit Professorenkundgebungen, bei denen man zu sehr die Absicht merkte und natürlich verstimmt wurde. Wir dürfen eben nicht vergessen, daß wir es mit voreingenommenen Leuten zu tun haben, und wir müssen auch darauf gefaßt sein, daß einem großen Teil der Gefangenen gegenüber alle Bemühungen vergeblich sein werden.

So wird wohl vor allem mit den Engländern nicht viel anzufangen sein. Und auch die Franzosen zu beeinflussen dürfte nicht leicht fallen — man erinnere sich bloß, wie auch heute noch die deutschen Heeresberichte von der Bevölkerung der von uns besetzten französischen Gebiete aufgenommen und beurteilt werden!

Aber die überwiegende Mehrheit unserer Kriegsgefangenen besteht ja aus Russen. Und auf die läßt sich unzweifelhaft viel leichter einwirken, als auf Engländer und Franzosen. Und eigentlich liegt uns an ihnen auch am meisten. Der Engländer ist und bleibt unverbesserlich, Frankreich hat diesen Krieg mit so schweren Opfern zu bezahlen, daß es in Zukunft als Gegner für uns kaum noch in Betracht kommen wird; Rußland mit seinem unerschöpflichen Menschenmaterial aber bedeutet eine ständige Bedrohung für uns — wenn wir diesen gefährlichsten Feind nicht auch noch anders, als nur militärisch zu überwinden wissen.

Wir dürfen uns weder durch den ungeheuren Prozentsatz von Analphabeten im russischen Heere, noch durch die Berichte von den in Ostpreußen begangenen Scheußlichkeiten darüber irre machen lassen, daß in dem russischen Volke ein mächtiger Bildungsdrang lebendig ist.* Die russische Regierung hat es sich nur stets angelegen sein lassen, diesem Drang mit allen Mitteln entgegenzuarbeiten. Aus den Gefangenenbriefen, die man in russischen Zeitungen liest, tönt einem immer wieder der „Schrei nach dem Buche“, ja in zahllosen Fällen sogar nur „nach der Fibel“ entgegen. Und es sieht ganz danach aus, als wäre die russische Regierung keineswegs sehr erbaud davon, wenn ihre Soldaten die unfreiwillige Muße der Kriegsgefangenschaft zum Lesen- und Schreibenlernen ausnutzen; es wäre ihr bei weitem lieber, die Leute blieben so dumm, wie sie in den Krieg zogen.

Sollen wir ihr nun diesen Gefallen tun? Oder sollen wir nicht vielmehr den unzähligen gefangenen russischen Volksschullehrern und Studenten, die darauf brennen, ihren „jüngeren Brüdern“ wenn auch nur die Anfangsgründe der Bildung beizubringen, behilflich sein, diesen Beruf auszuüben, und zwar unter Verhältnissen, die weit günstiger sind, als die in der Heimat? Und dabei diese Bestrebungen in Bahnen lenken, die unseren Wünschen und Absichten entsprechen?

* Vgl. dazu auch das kürzlich erschienene Buch von Dr. Ernst Schultze-Hamburg „Rußlands Feindschaft gegen die Volksbildung“, Leipzig 1916. Verlag der Dürrschen Buchhandlung.

Wie erreichen wir das? Zu großem Teil dadurch, daß wir den Leuten die richtigen Bücher in die Hände geben. Keine tendenziöse Kriegsliteratur, aber möglichst viel populäre Schriften, die das soziale, wirtschaftliche, politische, geistige Leben des deutschen Volkes behandeln. Macht sie bekannt mit unserer Arbeitergesetzgebung, unseren Agrarverhältnissen, unseren Städteordnungen, unserem Schulwesen. Schriften dieser Art gibt es in russischer Sprache genug — sie sind nur nie recht in die Massen gedrungen. Manches könnte auch neu aus dem Deutschen übersetzt werden, vieles ließe sich in älteren russischen Zeitschriften finden und könnte neu gedruckt werden. Und gelangen die Leute durch die Lektüre zur Erkenntnis, daß es viel vernünftiger wäre, mit uns in Frieden zu leben und von uns zu lernen, statt in blinder Wut zu zerstören, was einem selber zugekommen könnte — dann haben wir unseren Zweck erreicht.

Je besser aber die Leute Deutschland kennen lernen, desto häufiger werden sie Veranlassung finden, die Zustände in Deutschland mit den heimischen zu vergleichen. Und wiederum liegt es in unserm Interesse, ihnen möglichst viel Gelegenheit zu solchen Vergleichen zu geben. Also recht viel Bücher, in denen Kritik geübt wird an der russischen „Ordnung“. Die Auswahl dürfte sich schwer finden; ist doch eigentlich die ganze klassische und moderne Literatur Rußlands „Anklageliteratur“. Man denke an Gogol, Tolstoi, Dostojewski, Tschekow, Gorki. Wie viele von ihren Schriften werden von der ganzen Welt bewundert, den Volksgenossen der Dichter aber von einer bornierten Zensur vorenthalten. Mögen die Kriegsgefangenen sie jetzt lesen, damit sie zur Erkenntnis gelangen, daß ein Staat, in dem derartige Zustände herrschen, keinen Anspruch auf Welt Herrschaft erheben darf, daß erst im Innern Ordnung geschaffen werden muß, ehe an auswärtige Kriege gedacht werden kann. Sie sollen die Wahrheit des Bismarckwortes erkennen: „Rußland gleicht einem starken und gesunden Manne, der von einer Krankheit befallen ist. Wenn er Rat annehmen und 2—3 Tage zu Hause bleiben will, wird er unmittelbar wohl werden und so stark wie je; aber wenn er darauf bestehen will, auszugehen, umherzuspazieren und draußen Geschäfte zu erledigen, wie wenn er wohl wäre, wird sich seine Krankheit fest auf ihn legen und vielleicht wird er sterben. Zwei oder drei Tage im Leben eines Mannes bedeuten zehn, zwanzig oder dreißig Jahre im Leben einer Nation. Rußland muß zu Hause bleiben.“

Was wir hier dargelegt haben, sind keineswegs bloß fromme Wünsche. In unsern Gefangenenlagern wird längst schon in diesem Sinne gearbeitet und allem Anschein nach mit Erfolg. Man weiß aber in weiteren Kreisen nur wenig davon, und darum hielten wir es für gut, einmal dieses Thema zu berühren. Ehe wir aber zum Schluß kommen, müssen wir noch zwei Einwände betrachten, die hin und wieder gegen diese Art Gefangenenfürsorge erhoben werden.

Der erste ist leicht widerlegt. Es wird nämlich behauptet, es wäre für uns nichts weniger als vorteilhaft, den Russen die Bildung beizubringen, die ihre eigene Regierung ihnen vorenthält. Mögen sie doch die Barbaren bleiben, die sie sind, ja noch tiefer in Barbarei versinken — um so weniger brauchen wir sie zu fürchten.

Wer so redet, kennt das russische Volk nicht. Sein Bildungshunger ist gewaltig, und es wird ihn auch ohne uns zu stillen suchen, — aber aus anderen, giftigen Quellen, und dann stehen wir nach ein paar Jahrzehnten wieder dort, wo wir vor dem Kriege standen. Unsere Aufgabe muß es sein, den Ring zu zersprengen, der sich um uns zusammengezogen hat, er ist schon brüchig geworden, und er wird auseinanderfallen, wenn Rußland erst erkannt hat, daß es durch diesen Krieg nicht vom „deutschen Joch“ befreit worden, sondern nur unter das zehnmal schwerere englische Joch geraten ist.

Schwerer wiegt anscheinend ein anderes Bedenken: Sollen

wir wirklich aufklärende Propaganda unter den Kriegsgefangenen, wenn nicht treiben, so doch begünstigen? Man erinnert sich dabei vielleicht an die Art und Weise, wie vor zehn Jahren die Japaner Schriften der russischen Revolutionskomitees in Massen unter den Kriegsgefangenen umgehen ließen, und wie der japanische Kriegsminister auf die Vorstellungen des französischen Gesandten kühl die Antwort gab: „Es ist unser Grundsatz, den Feind zu schädigen, wo wir können.“ Krieg ist Krieg und zuviel Zartgefühl dem Feinde gegenüber nicht immer von Nutzen. Immerhin aber sträubt unser sittliches Empfinden sich gegen die japanischen Methoden — und mit vollem Recht. Doch es ist ja gar nicht davon die Rede, daß wir blind die Japaner zum Vorbild nehmen. Es genügt, die Titel einiger Schriften kennen zu lernen, die unter den russischen Gefangenen in Japan im Umlauf waren, um zu sehen, daß unsere Ziele doch andere sind. Der russische Kapitän Semenow nennt in seinem hochinteressanten Kriegstagebuch („Raßplata“, deutsche Ausgabe, Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 3 Bde., 1908—1910) u. a.: „Die Organisation der Massen bei Volksaufständen“, „Der Kampf in den Straßen“, „Typen von Barrikaden gegen Infanterie- und Kavallerieangriffe“ u. dergl. m. Derartige „Literatur“ werden wir in unsere Lagerbibliotheken nicht einstellen. Aber wir müssen uns umgekehrt auch davor hüten, jedes in Rußland verbotene oder früher einmal verboten gewesene Buch von vornherein für „revolutionär“ zu halten. Hat doch z. B. ein Werk, wie Adolf v. Harnacks „Wesen des Christentums“ bis 1905 in Rußland auf dem Index gestanden. Und was in der Mehrzahl der „gefährlichen“ Schriften russischer Verfasser gefordert wird, sind Dinge, deren wir uns schon seit Menschengedenken erfreuen: Volksvertretung, allgemeine Schulpflicht, Arbeiterversicherung, Konsumvereine, Preßfreiheit, Gleichberechtigung aller Konfessionen, Abschaffung der Prügelstrafe usw. usw. Es ist gewiß sehr traurig, wenn ein Volk sich all das nur durch Barrikadenkämpfe zu erringen vermag — aber sollen wir ihm deswegen verbieten, nach Dingen zu streben, ohne die wir selber uns einen Kulturstaat überhaupt nicht denken können?

Es beruhte auf völliger Unkenntnis der wirklichen russischen Verhältnisse, wenn wir im Anfang des Krieges glaubten, der unvermeidliche Ausbruch einer Revolution in Rußland würde uns unsere militärische Aufgabe im Osten erleichtern. Heute wissen wir, daß wir einzig auf die Schlagkraft unserer Waffen bauen können. Nach dem Kriege kommt die russische Revolution aber doch — wenn sie sich vielleicht auch in ganz unblutiger Weise vollzieht. Wie sich die Dinge im Zarenreiche danach gestalten werden, wissen wir nicht. Wir müssen aber schon, weil wir Rußlands nächste Nachbarn sind und bleiben, wünschen, daß sie sich in einer für uns möglichst günstigen Weise gestalten. Und dahin können wir schon jetzt vorarbeiten durch richtige Einwirkung auf die in unseren Händen befindlichen russischen Kriegsgefangenen.

A . . . r.

Zur Kenntnis der deutsch-ungarischen Verhältnisse. Seit ein ungarischer Politiker, Graf Andrássy, in München mit einer bemerkenswerten Rede hervorgetreten ist und von seiten des ungarischen Staates für seine Politik in Deutschland Propaganda gemacht wird durch Herausgabe einer deutschen Zeitschrift, ist auch in weiten deutschen Kreisen wieder die bis dahin ganz verschollen gewesene Anteilnahme am Geschick der Deutschen Ungarns lebhaft erwacht. Als verlässlichste Schriften zur Beurteilung der deutsch-ungarischen Beziehungen und Verhältnisse dürften unter anderen zu nennen sein: R. F. K a i n d l, Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern, 3 Bde. (ebenda), L. K o r r o d i, Ungarische Rhapsodien (München, Lehmann). Derselbe, Deutsche Vorposten im Karpathenland (Berlin, Paetel). Diese Schriften muß jeder gelesen haben, der sich ein richtiges Urteil bilden will.

T h u d i c h u m.

Vereinsnachrichten.

Die „Osteuropäischen Empfangsabende“, die im Hotel Prinz Albrecht, Berlin, jeden Mittwoch abgehalten werden, entwickeln sich trotz der Ungunst der hochsommerlichen Ferienzeit in erstaunlicher Weise. Zahlreiche führende Persönlichkeiten Berlins und aus den verbündeten Reichen, insbesondere viele Bulgaren, hatten sich eingefunden. Von ehemaligen Zwangsrussen waren Ukrainer und Balten anwesend. Die Leitung des Abends hatte turnusmäßig der Deutsch-Bulgarische Verein, dessen Vorsitzender Prof. K a s s n e r die Präsidialgeschäfte versah. Es sprachen Herr

Skoropyss vom Bund zur Befreiung der Ukraine, Universitäts-Professor F i t z n e r, der bekannte Geograph, ferner Universitäts-Professor O b s t von der neuen Konstantinopeler Universität und Dr. O t t o K o l s h o r n. Die anregenden Ausführungen der Redner, die sich auf die verschiedensten zeitgeschichtlichen Fragen bezogen, fanden lebhaften Anklang.

Die fremden Gäste, insbesondere die Bulgaren und Türken, konnten zahlreiche wertvolle Anknüpfungen mit einheimischen Persönlichkeiten machen. Oberingenieur A. K l ö t z e r.

Die feindlichen Kriegsschiffverluste mit den Ergebnissen der Seeschlacht vor dem Skagerrak

sind enthalten im

Taschenbuch der Kriegs-Flotten

XVII. Jahrgang 1916.

Mit teilweiser Benutzung amtlicher Quellen herausgegeben von Kapitänleutnant **B. WEYER**.
Mit über 1000 Bildern, Schiffsskizzen, Schattenrissen und 2 farbigen Tafeln. — **Handlich geb. Preis M. 6.—.**
Der soeben erschienene Jahrgang 1916 ist in allen Teilen bis Ende Mai 1916 nachgetragen sowohl in Bezug auf die Flottenlisten der fremden Staaten als auf die feindlichen Kriegsschiffsverluste. Neu hinzugekommen ist eine kurzgefasste Seekriegschronik und eine Liste der Handelsschiffsverluste.

Weyers Taschenbuch ist infolge seiner erschöpfenden Vielseitigkeit das reichhaltigste Marine-Nachschlagebuch und unentbehrlich zur Verfolgung des Seekriegs. Der Gefechtswert jedes Schiffes ist sofort durch Bild und Wort festzustellen.

Sonderausgabe:

Die deutsche und österreichische Kriegsflotte

Nach dem Stand vor Kriegsausbruch. Mit 170 Schiffsbildern, Skizzen u. Schattenrissen. **Preis Mk. 1.—.**

J. F. Lehmanns Verlag, München SW. 2, Paul Heyse-Strasse 26.

Verlag von Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W. 8, Markgrafen-Strasse 31.

Wir empfehlen folgende Verlagswerke:

Gurlitt, Prof. Dr. Cornelius, Die Baukunst Konstantinopels. 206 Tafeln im Format 56:36 cm nach photographischen Originalaufnahmen u. Zeichnungen u. 112 Bog. Text mit 224 Abb. Preis M. 264.—

Dank der Vermittlung des deutschen Botschafters in Konstantinopel, Herrn Marschall von Bieberstein, hat seine Majestät der Sultan eine Kabinettsordre (Irade) auszugeben geruht, nach der es dem Herausgeber gestattet wurde, erstmalig in den grossen, sonst schwer zugänglichen Moscheen und Profanbauten der türkischen Reichshauptstadt zu zeichnen und photographische Aufnahmen zu machen. Von dieser Erlaubnis hat der Herausgeber auf wiederholten Studienreisen nach Konstantinopel und Vorderasien trotz mancher Schwierigkeiten umfassenden Gebrauch gemacht. Nach Gurlitts Dispositionen hat die Verlagsbuchhandlung durch eigene Photographen im Laufe mehrerer Monate zirka 200 Grossfolio-Aufnahmen nach der Natur herstellen lassen, die zu den vornehmsten Arbeiten dieser Art gehören. Nach den Aufmessungen des Herausgebers sind ferner die Grundrisse, Schnitte und Ansichten, sowie Darstellungen der wichtigsten Einzelteile der Bauten aufgezeichnet und auch Rekonstruktionen hergestellt worden. Manche bisher nur oberflächlich bekannte Anlagen kommen dabei zum ersten Male zu sachgemässer Wiedergabe. Der reich illustrierte Text gibt die nötigen technischen Aufklärungen sowie Reproduktion älterer Aufnahmen.

So erschliesst das Werk einen Einblick in das gewaltig reiche Bauwesen der beiden grossen Zeiten der Weltstadt: In die antik-byzantinische und in die mit Unrecht unterschätzte türkische. Es bietet einen bisher ungenügend gehobenen Schatz künstlerischer Anregung und kunstgeschichtlicher Erkenntnis dar.

Alte Bauten in Bulgarien von Regierungsbaumeister Dr. Ing. Max Zimmermann, herausgegeben von Cornelius Gurlitt. Lieferung 1: **Mesembria**. 19 Tafeln im Format 53:36 cm. Lichtdruck nach Naturaufnahmen und zeichnerischen Darstellungen (Grundrissen, Aufrissen, Wiederherstellungen) nebst 2 Bogen Text mit Abbildungen. — Vollständig in 5 Lieferungen. Preis jeder Lieferung 30 Mark.

Beiträge zur Bauwissenschaft. Von den Kgl. Technischen Hochschulen genehmigte Doktor-dissertationen.

Heft 13. Dr.-Ing. H. Wilde, Brussa, eine Entwicklungsstätte Türkischer Architektur in Kleinasien unter den ersten Osmanen. 136 Seiten 19:29 cm mit 222 Abbildungen und vier Farbentafeln. Broschiert M. 9.—.

Heft 16. Dr.-Ing. Oskar Reuther, Das Wohnhaus in Bagdad und anderen Städten des Irak, 119 Seiten 19:29 cm mit 261 Abbildungen. Broschiert M. 6.—.

Heft 18. Dr.-Ing. Julius Jordan, Die Konstruktionselemente assyrischer Monumentalbauten. 42 Seiten 19:29 cm mit 26 Abbildungen. Broschiert M. 3.—.

Heft 21. Dr.-Ing. Karl Wulzinger, Drei Bektaschi-Klöster Phrygiens. 79 Seiten 19:29 cm mit 69 Abbildungen und 3 Doppeltafeln. Broschiert M. 5.—.

Soeben erschien, herausgeg. vom Sekretariat Sozialer Studentenarbeit:

An den Grenzen Rußlands.

Elf Abhandlungen aus der Sammlung „Der Weltkrieg“.

Der Krieg und die Polen (Bachem), Das russische Volk (Keyser), Die russische Kirche (Merkle), Kurland (Brentano), Der Weltkrieg und Litauen (Brunavietis), Litauen und Bessarabien (Schemaitis), Die Ukraine (Kisky), Die Russen in Lemberg (van Gember), Rumänien (Krauß), Bulgarien (Krauß), Rußland Serbiens Totengräber (Gopcevic) 1916. 8 (228). Mk. 2.80

..... Volksvereins-Verlag G. m. b. H., M. Gladbach.



Der neue Dreibund

Ein politisches Arbeitsprogramm für das gesamte deutsche Volk und seine Freunde

Von Franz Köhler

13.—14. Auflage. Preis geheftet Mark 2.—, gebunden Mark 3.—

Einige Urteile:

„Wir verraten nicht, welches der Neue Dreibund sein soll, aber wir versichern allen Lesern, daß wir hier in geradezu klassischer und einziger Weise alles das vereint finden, was die Erzieher des Deutschen Volkes zum welt-politischen Denken so überzeugend ausgesprochen haben. Wir bitten unsere Leser, dieses Buch zu kaufen, zu lesen und dessen Gedanken zum Gemeingut unseres Volkes zu machen.“ . . .

„Großzügig mit umfassender Sachkenntnis und seltener politischer Ueberlegenheit gibt er eine Darstellung der für Deutschlands Entwicklung bedeutsamsten Kombination, die sich denken läßt. Der Gedankengang ist geistreich, die Sprache formgewandt, die Beweismittel schlagend — alles in allem eine fesselnde Erscheinung der Kriegsliteratur von hohem Wert.“

J. F. Lehmanns Verlag, München SW 2, Paul Heysestr. 26

Deutschland

Tatsachen und Ziffern

Eine statistische Herzstärkung von D. Trietsch.

Mit farbigen graphischen Darstellungen und einer Karte. — Preis Mk. 1.20.

16.—22. Tausend.

Die Schrift gibt ein herrliches Bild deutscher Leistungskraft.

In gedrängter Kürze und in einer höchst übersichtlichen Form, die durch farbige graphische Darstellungen weiter verdeutlicht ist, wird in einem reichlichen Duzend kurzer Kapitel gezeigt, wie die drei Länder Deutschland, England und Frankreich sich auf den verschiedensten Gebieten zu einander verhalten.

Die Endergebnisse sind verblüffend, sie zeigen uns klar die Gründe,

warum wir siegen werden!

Ein Buch zum Mutmachen.

J. F. Lehmanns Verlag in München SW. 2, Paul Heyse-Straße 26.